DIE UMGESTALTUNG DES ORIENTS ALS CULTURFRAGE

Friedrich von Hellwald



Die

Umgestaltung des Orients

als Culturfrage

von

Friedrich von Hellwald.



Augsburg
Lampart & Comp.
1878

Die Umgestaltung des Orients als Culturfrage

von

Friedrich von Hellwald.



Augsburg
Lampart & Comp.
1878

Vorwort.

Die nachfolgenden Betrachtungen wurden hervorgerufen hauptsächlich durch die Schrift des ungarischen Gelehrten, Professor Hermann Vámbéry in Budapest: „Ueber die Reformfähigkeit der Türkei", eine Schrift, welche ich trotz der persönlichen Sympathie, die ich für den ebenso liebenswürdigen als hochverdienten Verfasser hege, in allen Punkten zu bekämpfen für meine Pflicht hielt. Dabei berücksichtige ich auch noch anderweitige Stimmen und Urtheile, welche in diesen wichtigen Fragen sich haben vernehmen lassen. Eine Serie von Aufsätzen veröffentlichte ich deßhalb im Januar und Februar d. J. in dem von mir redigirten „Ausland," und diese Aufsätze sind es, welche ich gesammelt, aber auch erweitert und ergänzt, hiermit dem deutschen Publikum vorlege. Mögen dieselben beitragen, manches herrschende Vorurtheil zu brechen, Licht in die Auffassung des bedeutendsten Culturproblems unseres Jahrhunderts zu bringen.

Cannstatt, im März 1878.

Der Verfasser.

I.

Die orientalische Frage und die Türkei.

Es mögen etwa an die fünfzig Jahre her sein, daß der neuestens der Vergessenheit entrissene und von mancher Seite auf den Schild gehobene Friedrich von Gentz, ein eben so glänzender Publicist als schlechter Staatsmann, ein politisches Chamäläon, von dem der große Freiherr von Stein 1815 schon sagte, daß sein Gehirn vertrocknet und sein Herz verfault sei, den Namen: question d'orient, die „orientalische Frage" für ein Problem aufbrachte, welchs schon Jahrhunderte lang vor ihm, nämlich seit dem Fußfassen der Osmanen auf europäischem Boden existirt und die Ruhe unseres Erdtheiles beständig getrübt hat. Seit bald drei Jahren ist die orientalische Frage wieder einmal gründlich in Fluß gerathen, und es gewinnt vorläufig wenigstens den Anschein, als ob sie diesmal, zum Heile der Culturvölker Europa's, ihrer endgültigen Lösung um einen sehr beträchtlichen Schritt sich nähern wollte. Unter solchen Umständen verlohnt es sich wohl der Mühe, ein Gesammtbild der Anschauungen zu entwerfen, welche sich von wissenschaftlicher Seite über die orientalische Frage aufstellen lassen. Die wissenschaftliche Seite der orientalischen Frage ist aber ihre culturhistorische, denn gar keine Angelegenheit der Welt besitzt wie sie ein gleiches Interesse für die allgemeine Cultur zwar nicht der Menschheit — eine solche Cultur gibt es überhaupt nicht — wohl aber der uns zunächst stehenden Völker Europa's und Asiens. Keine zudem ist so komplex und setzt zu ihrer Beurtheilung eine solche Menge von Detailkenntnissen der verschiedensten Art voraus, weil keine aus einer solchen Reihe von Factoren sich zusammensetzt und zugleich die Interessen so vieler ver-

schiedener Theile berührt. Letztere bilden die eminent politische Seite der ganzen Frage und sind, je nachdem diese oder jene Interessen im Auge behalten werden, an der großen Mannigfaltigkeit der Urtheile Schuld, welche wir alltäglich in der Tagespresse vernehmen können. Wer billig denkt, wird es niemanden verargen dürfen, in politischer Hinsicht diesen oder jenen Standpunkt einzunehmen, denn der eine wie der andere haben Beide für ihre Ansicht ihre triftigen Gründe oder glauben sie wenigstens zu haben, und diese Gründe sind in letzter Instanz stets auf ein ins Spiel kommendes Interesse zurückzuführen. Je nachdem dasselbe gefördert oder gefährdet erscheint, nimmt der Einzelne oder auch ein ganzes Volk Stellung in der Frage. Die politische Tagespresse erfüllt vollständig ihren Beruf, wenn sie jenen Ansichten kräftigen Ausdruck verleiht, welche sie jeweils den Interessen ihres Landes oder ihrer Partei entsprechend erachtet. Ein Mehr darf niemand von ihr erwarten, zu einer culturgeschichtlichen Würdigung der Ereignisse vermag sie sich nicht aufzuschwingen, und wenn sie dazu einmal einen Anlauf nimmt, so wird dieselbe in ihrem wissenschaftlichen Werthe von vorn herein sehr erheblich dadurch geschmälert, daß dem Endergebnisse dieser Würdigung durch die politische Parteistellung des jeweiligen Blattes nothwendigerweise präjudicirt werden muß. Schwerlich wird man z. B. ein Blatt finden, welches in dem jüngsten Kampfe zwischen der Türkei und Rußland in politischer Hinsicht für die erstere in die Schranken treten zu müssen glaubt, in einer culturhistorischen Würdigung aber das Türkenthum als culturschädlich anerkennen möchte; das Umgekehrte wird aber bei einem russophilen Organe eben so wenig zu treffen sein. Und daß dem so ist, kann weder befremden, noch ist es zu tadeln; vielmehr muß es so und nicht anders sein. Ein Blatt, das anders handeln würde, wäre des Titels eines politischen Organes gar nicht mehr würdig, denn Politik erheischt Parteinahme in dem einen oder dem andern Sinne; darum sind alle politischen Journale, die sogenannt abhängigen wie die unabhängigen, Parteiblätter, müssen es sein, wenn sie Geltung besitzen und ihren Zweck wie ihre Aufgabe erfüllen wollen. Ein farbloses politisches Blatt ist ein Unding, eine contradictio in adjecto, und hat sich deshalb auch niemals lebensfähig oder gar einflußreich erwiesen. Die politische Tagespresse ist der Ausdruck subjectiver Ideen und es ist völlig verkehrt, zeugt von einem totalen Mangel an Erkenntniß ihres Wesens, wenn man von ihr auch objective Urtheile oder Erwägungen verlangt. Subjectivität schließt

Objectivität ein für allemal aus, man kann bloß entweder das eine oder das andere, niemals beides zugleich sein.

Diese Lanze für die politische Journalistik einzulegen, halte ich mich für um so mehr verpflichtet, als im Uebrigen die Wege der politischen und der wissenschaftlichen Presse weit auseinander gehen. Wo Subjectivität herrscht, hat nämlich die Wissenschaft an sich ein Ende, denn diese verlangt die reinste Objectivität. Parteistandpunkte kennt sie nicht, mögen sie welchen Namen immer haben. Sie erheischt einfache, vorurtheilslose Prüfung der Thatsachen und ein daraus logisch gezogenes Urtheil. Die wissenschaftlichen Organe können deßhalb niemals politische sein, denn ihnen liegt im Streite der Parteien das gewissenhafte Abwägen der für und wider vorgebrachten Argumente ob. Anknüpfend an Proudhons treffliches Wort: „Das Gesetz wird weder vom Volke votirt, noch vom Gesetzgeber gegeben, sondern die Wissenschaft ist's, welche dasselbe findet und ausspricht," will ich demnach in diesen Zeilen, der politischen Arena ferne, eine der wichtigsten Fragen der Cultur-Geschichte und der Ethnographie mit dem nüchternen Auge wissenschaftlicher Prüfung betrachten, wobei auch die staatlichen Interessen erwogen werden sollen. Denn allerdings stehen die Interessen der Cultur mit der Existenz, der Zukunft und Macht der Staaten in der genauesten Verbindung; der Culturhistoriker muß von ihnen Notiz nehmen, aber die Interessen der Cultur sind trotzdem keineswegs identisch mit den Interessen der Staaten; was den letzteren frommt, kann oft den ersteren schaden und umgekehrt, was schon daraus hervorgeht, daß es, wie sehr richtig bemerkt wurde, culturwidrige Mächte und unmächtige Cultur-Zustände gibt, wofür die Beleuchtung der orientalischen Frage ein neues Beispiel liefern wird. Vor allem aber möchte ich den Wahn zerstreuen, als ob die Lösung dieses für uns so hochwichtigen Problems in diesem oder jenem Sinne irgendwie mit den allgemeinen Cultur-Interessen der Menschheit zusammenfallen oder nicht zusammenfallen könnte. Diese „allgemeinen Culturinteressen der Menschheit" gehören in das Gebiet jener Phraseologie, an welcher die gebildet sein wollende Gegenwart so reich ist, mit der jedoch die ernste Wissenschaft nichts zu thun haben will. „Allgemeine Culturinteressen der Menschheit" gibt es einfach gar nicht, und kann ich den freundlichen Lesern auf das Bestimmteste versichern, daß die für uns so bedeutsame Frage, ob der Halbmond auf Aja Sophia gestürzt oder erhalten werden soll in ihrer

Lösung Apachen, Botokuden, Pescheräh's, Fulbe's, Lamuten und eine ganze, lange Reihe anderer Menschenkinder völlig unberührt läßt und auf deren materielle, geistige, sittliche oder sonstige Lage nicht die leiseste Rückwirkung zu äußern vermag. Alle Culturfragen, die noch jemals die Welt bewegt, sind auf einen gewissen Kreis von Völkern beschränkt und nur innerhalb dieses von Bedeutung gewesen. Zu allen Zeiten hat es einen mehr oder minder großen Bruchtheil der Menschheit (als Gesammtmasse genommen) gegeben, dem es völlig gleichgültig war und auch sein konnte, ob ein anderer Theil unseres Planeten in Nacht und Barbarei versank oder auf dem Zenith der Gesittung sich bewegte. So besitzt denn die orientalische Frage eine culturell beschränkte Bedeutung, und es ist als ein sehr namhafter Fortschritt zu begrüßen, daß die Einsicht, wie die Zahl der an der Lösung dieser Frage Interessirten immer geringer werde, im stetigen Wachsen begriffen ist. Noch vor zwanzig Jahren glaubten fast alle europäischen Mächte — die Großmächte wenigstens unbedingt — in die orientalischen Angelegenheiten direkt eingreifen zu müssen. Heute erleben wir das beruhigende Schauspiel, daß seit zwei Jahren der Osten von Waffengeklirr erdröhnt und selbst Jene, die man allgemein als am nächsten betheiligt erachtete, sich mit der viel ersprießlicheren Rolle aufmerksamer Beobachter begnügen. Der so verkündete Weltbrand ist bis nun ausgeblieben, und alles deutet glücklicherweise darauf hin, daß, wenn auch noch die eine oder die andere Macht auf dem Kampfplatze zu erscheinen für nöthig befindet, die allgemeine europäische Conflagration vielleicht auch in Zukunft vermieden bleiben werde. Man kann heute schon mit ziemlicher Bestimmtheit erklären: *die orientalische Frage ist überhaupt keine europäische mehr, sondern bloß eine osteuropäische*. Denn ganz West-Europa — wenn wir von dem aus anderen, nicht europäischen und nicht culturellen Rücksichten betheiligten Großbritannien absehen — besitzt an der Lösung der orientalischen Frage gar kein culturelles Interesse mehr. Die Aufstellung einer „occidentalischen Frage" durch eine auf die politische Verwesung Europa's speculirende Macht, die Mancher hinter der angestrebten Lösung der Orientfrage wittert, halte ich für ein Unding, für eine Ausgeburt erhitzter Phantasien, auf welche hier nicht weiter eingegangen werden soll. Es genügt bei der echten Orient-Frage als Culturfrage im osteuropäischen Sinne zu verweilen und diese läßt sich auf folgenden Ausdruck bringen: ist die Erhaltung des türkischen Reiches nach dessen innern Culturzuständen möglich, und ist sie

im Interesse — nicht allgemein menschlicher Cultur, eine solche, ich wiederhole es, gibt es nicht, sondern — Osteuropa's zu wünschen?

Eine Beantwortung dieser Frage versuchen jeweils von ihrem Standpunkte die Mehrzahl der Schriften, welche die Orientfrage ins Leben gerufen hat.

Es ist nur zu begreiflich, wenn im gegenwärtigen Augenblicke die Literatur über den Orient eine rasche und ansehnliche Vermehrung erfährt. Der zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochene Kampf lenkt mehr denn je die Aufmerksamkeit des Lesepublikums nach dem Osten, und pilzartig fast schießen die Schriften empor, welche dem Abendländer das Verständniß der Dinge im Oriente zu vermitteln anstreben. Natürlich fehlt es dabei nicht an Versuchen, unter dem Scheine der Belehrung politischen Tendenzen Vorschub zu leisten und sich in den Dienst der einen oder der anderen großen Parteien zu stellen, in welche die europäischen Zuschauer dieses Kampfes sich gespalten. Viele Nationen Europa's tragen ihre Sympathien den Waffen des Zaren entgegen, und selbst Deutschland gehört in seiner überwiegenden Majorität dieser Gruppe an, während die durch den deutschen Süden repräsentirte Minderheit nebst einigen kleineren außerdeutschen Völkerstämmen der Sache des Propheten anhängt. Von letzterer Seite wird die türkische Wirthschaft nach Kräften beschönigt, wenn nicht gar in den Himmel erhoben, das osmanische Reich nahezu als Musterstaat gepriesen, der Islam als Culturreligion erklärt. In umgekehrter Richtung, wenn auch in weitaus geringerem Maße, sündigen die Russenfreunde, in beiden Fällen aber merkt man die Absicht und wird verstimmt. Darstellungen solcher Natur besitzen meistens gar keinen Werth und dürfen hier füglich unerwähnt bleiben. Unter jenen aber, welche Anspruch auf unsere Beachtung haben, nenne ich ein Werk „Stambul und das moderne Türkenthum," [1]) dessen Verfasser, in den Mantel der Anonymität gehüllt, sich einfach als einen Osmanen bezeichnet. Ein vernichtenderes Urtheil über den ganzen Plunder der von Stambul aus das gesammte Reich vergiftenden Türkenwirthschaft kann gar nicht mehr geschrieben werden, und unwillkürlich frägt sich der Leser, ob der Anonymus auch wirklich ein

[1]) „Stambul und das moderne Türkenthum. Politische, sociale und biographische Bilder" von einem Osmanen. Leipzig, Dunker und Humblot. 1877, 8°, 2 Bde

Osmane sein könne, wenn man diesen Namen nicht etwa im Sinne der famosen türkischen Verfassung auslegt. Jedenfalls steht dem Manne nicht nur eine staunenswerthe Fülle von Material an Details und Thatsachen, sondern auch eine bewundernswerthe Personenkenntniß zu Gebote, denn es gibt wohl kaum irgend eine der in der jüngsten Vergangenheit, wenn auch nur oberflächlich genannten Persönlichkeiten, mit deren Lebensgang, bewegenden Ideen und Ansichten wir hier nicht vertraut gemacht würden. Die Schilderung solcher Männer, für welche uns die Erfahrungen eigenen Verkehres dienen, bürgt uns wohl zur Genüge für die Richtigkeit der übrigen Charakterskizzen; daß dabei aber die von den Tagesblättern gefeiertsten Namen oft in einem sehr verschiedenen Lichte erscheinen, darf niemanden wundern.

Ganz unlängst ist ein zweiter Band dieses interessanten Buches erschienen, der sich mit der Verwaltung der Provinzen, den auswärtigen Verhältnissen, der Diplomatie, Finanzverwaltung, öffentlichen Arbeiten, Ackerbau und Industrie beschäftigt und wiederum biographische Skizzen einiger jener Männer enthält, welche als die hervorragendsten der Türkei gegenwärtig am meisten genannt werden. Im Großen und Ganzen kann auch dieser neue Band nur die Meinung bekräftigen, daß der Verfasser in alle Details der türkischen Staatswirthschaft eingeweiht und mit den leitenden Persönlichkeiten des osmanischen Reiches auf das genaueste vertraut ist, und die Vermuthung, daß wir es hier mit einem hohen in Ungnade gefallenen Würdenträger nichtosmanischer, wahrscheinlich griechischer Nationalität zu thun haben, der sich unter der vieldeutigen Bezeichnung „ein Osmane" verbirgt, läßt sich nicht wohl von der Hand weisen. Sei der Verfasser indeß wer immer, man fühlt, daß da endlich einmal Jemand spricht, welcher die Wahrheit sagt und sich kein Blatt vor den Mund nimmt. Was der Anonymus berichtet zu entkräften, dürfte kaum irgend wem gelingen, und ist auch meines Wissens gegen den ersten Band seines Buches, obwohl schon Zeit genug dazu vorhanden gewesen wäre, kein Widerspruch erhoben worden, wohl bloß deßhalb, weil keiner erhoben werden konnte. Der zweite Band — man lese nur den Abschnitt über die Verwaltung der Provinzen und die Hungersnoth in Kleinasien — dient nur dazu, den Eindruck zu verstärken, den Leser aus dem ersten Bande empfangen, und dieser Eindruck ist im Allgemeinen ein fast hoffnungsloser. Die talentvollen ehrlichen und achtungswerthen Staatsmänner der Türkei sind eine grausame Seltenheit, sie versinken in dem Meere unwissender Dummköpfe und abge-

feimter Banditen, welche in der Regel als Veziere, Minister, Vali's oder sonstige Beamten das Land regieren, d. h. aussaugen, und an jeglichem Fortschritte gewaltsam hindern. In getreuen Farben erblicken wir das Stambuler Effendithum, aus dem die türkische Bureaukratie hervorgeht und das mit tausend Saugarmen die Staatsmaschine umfangen hält. Zum großen Theile trägt allerdings an dieser Verderbniß der regierenden Kreise die europäische Civilisation Schuld, welche bloß in ihren Auswüchsen, Untugenden, Albernheiten und Eitelkeiten bei den Orientalen Eingang gefunden hat. Man bilde sich aber ja nicht ein, daß es nur von den Orientalen abgehangen hätte, sich mit der Letztern auch die Vorzüge der abendländischen Gesittung anzueignen. Dem steht die ganze Völkerkunde entgegen. Die Cultur der Europäer ist nur von Europäern und für Europäer geschaffen, bloß für diese segenvoll und nützlich, für alle anderen verderblich, unheilbringend. Hundertfach sind die Beispiele von dem Hinsterben der Völker, sobald sie der Pesthauch unserer Gesittung berührt, und die Geschichte des Osmanenthums, dessen urwüchsige Kraft erlahmte und dahin siechte, seitdem es seine schroff abwehrende Haltung gegen den Occident aufgegeben, seitdem es ihm Zutritt gestattet, ist ein neuer Beleg für die ethnologisch längst erkannte Thatsache. Bis jetzt waren die Japaner die aller einzigen, welche anscheinend ohne Nachtheil den Contact mit unserer Cultur zu ertragen vermochten, allein zunächst ist noch zu wenig Zeit verflossen, um ein gereiftes Urtheil abgeben zu können, dann aber constatiren gründliche Kenner jenes Inselreichs des Ostens, wie z. B. der Franzose Georges Bousquet, [1]) unzweideutige Spuren einer inneren Zersetzung, welche durchaus keinen allzu rosigen Ausblick auf die Zukunft gestattet.

Für die Türkei, oder richtiger gesagt, für das Osmanenthum, steht die Thatsache unerschütterlich fest, daß die Zufuhr europäischer Ideen und Anschauungen im höchsten Grade schädlich gewirkt hat und das einst so gefürchtete Reich in einen verwesenden Cadaver verwandelte. Denn dieses ist es, trotz seiner jüngsten, sehr achtunggebietenden Leistungen auf militärischem Gebiete, welche, wie ich später zeigen werde und jetzt wohl Jedermann einsieht, für die Lebensfähigkeit des Reiches,

---

[1]) Georges Bousquet. Le Japon de nos jours et les échelles de l'extrême Orient. Paris. Hachette und Cie. 1877. 8⁰. 2 Bde.

nicht das Geringste beweisen. Ja, vielleicht mit noch viel mehr Fug und Recht, als man vor Ausbruch des gegenwärtigen Kampfes von einem „kranken Manne" sprechen durfte, kann man jetzt, d. h. nach den Ereignissen des Sommerfeldzuges 1877, nach dem siegreichen, aber nur momentanen Aufhalten der russischen Heeressäulen in Bulgarien und Armenien, aber auch nach dem Falle von Kars und Plewna, nach dem Ueberschreiten des Balkan und dem Vordringen der Russen bis vor die Thore Constantinopels, von der Türkei als einem verwesenden Cadaver reden. Mit ihren käuflichen Staatsmännern und Beamten, mit den unheilvollen Maßregeln, zu welchen diese sich durch die Fremden bestimmen ließen, aber auch mit der grauenhaften Unwissenheit, welche alle Classen durchtränkt und auch die leitenden Persönlichkeiten die etwaigen Rettungsmittel nicht erkennen ließ, mit dem den niederen Racen eigenthümlichen Dünkel endlich, der auch noch obendrein die wohlmeinendsten Rathschläge zurückweist, geht die Nation unfehlbar ihrem Untergange entgegen und leitet — dies ist über allen Zweifel erhaben — der jüngste Krieg mit Rußland, den Todeskampf des Reiches ein. Es ist ein culturhistorisch ewig denkwürdiges Schauspiel, dem beizuwohnen wir berufen sind, und es begreift sich am am Ende, wenn Mancher sich frägt, ob er unter den gedachten Verhältnissen an solchem Todeskampfe nicht jede Hoffnung, jede Sympathie, jede Theilnahme aufgeben solle. Sympathie und Theilnahme mag Jeder zuwenden, wem er will; sie sind Sache des Gefühls, und als solche von einer wissenschaftlichen Untersuchung ausgeschlossen. Diese vermag sich nur auf die Hoffnung, ob noch Rettung möglich sei, zu erstrecken, und diese Frage besitzt in erster Reihe Interesse für den Völkerkundigen und den Culturforscher.

II.

Der Islam und seine Wandlungen.

Ist die Türkei reformfähig oder nicht? Dies ist die Frage, welche die Wissenschaft, und einzig und allein die Wissenschaft, zu beantworten hat, nicht die Politik. Die Politik muß vielmehr — will sie Anspruch auf den Namen einer gesunden erheben — sich nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Untersuchungen richten, niemals umgekehrt. Ob nun die Frage nach der Reformfähigkeit der Türkei bejaht oder verneint werde, ist auch in politischer Hinsicht von der allerhöchsten Wichtigkeit; denn, da alle Welt, wie selbst die eingefleischtesten Türkenfreunde einräumen müssen, darüber einig ist, daß die bisherigen Zustände des osmanischen Reiches unerträglich und weder mit den Interessen der Nachbarstaaten noch der Cultur vereinbart sind, so liegt es auf der Hand, daß, wenn der Ausspruch der Wissenschaft die gestellte Frage verneinen sollte, der Turkomanie des Abendlandes der Boden unter den Füßen weggezogen ist. Sie bricht dann entweder in sich zusammen oder sie entpuppt sich — falls sie dennoch fortdauert — als ein Schild, hinter welchem Gefühle und Motive ganz anderer Natur sich verbergen, die aber jedenfalls mit der Wissenschaft nicht das Geringste gemein haben. Die Reformfähigkeit der Türkei ist nun unlängst in einem Schriftchen erörtert worden, welches keinen Geringeren als der gelehrte Hermann Vámbéry[1]) in Budapest zum Verfasser hat und trotz seines kleinen Umfanges von nur sechzig Seiten mehr Wichtigkeit besitzt, als ganze Berge von Zeitungsartikeln. Wenn irgend jemand so ist es sicherlich Vámbéry, der durch seine Wanderungen in Mittelasien, im Herzen der islamitisch-türkischen Menschheit, sich ein Anrecht erworben

[1]) H. Vámbéry. Ueber die Reformfähigkeit der Türkei. Budapest 1877. 8⁰.

hat, ein begründetes Urtheil in dieser Frage zu fällen. Auch er gibt — es sind wahrhaft goldene Worte — zu bedenken, daß die orientalische Frage im Allgemeinen aus zwei wesentlich von einander verschiedenen Theilen besteht, erstens aus der politischen Frage, zweitens aus der ethnographisch-socialen. „Was die politische Seite anbelangt, so gehört sie als Ausfluß staatlicher Constellationen, als das Werk der Ambition der Völker und ihrer Regenten nicht hierher. . . . Doch was den ethnographisch-socialen Theil anbelangt, so hat hier zunächst die Wissenschaft, die Erfahrung ein gewichtiges Wort mitzureden, denn die Thaten, die auf gewissen Wahrheiten basiren, Verhältnisse, welche der Ausfluß geschichtlicher, physischer und ethnographischer Bedingungen sind, können nicht ad libitum verdreht, nicht bald pro, bald contra ausgelegt werden. Politiker können sich täuschen und pflegen sich auch häufig zu täuschen, doch der Ethnograph, der ein Volk jahrelang in allen seinen innersten Phasen studirt, dem die Gerechtigkeit und nicht individuelle oder nationale Motive am Herzen liegen, der wird in seinen Theorien wohl seltener irren und verdient daher auch von der Welt mit mehr Aufmerksamkeit angehört zu werden."

Die Feinde des türkischen Reiches, sagt nun Vámbéry, geben als Hauptgrund der Unfähigkeit der Osmanen, das Reformwerk glücklich durchzuführen, drei Ursachen an: erstens seien die Türken Moslims, der Islam aber habe seinen Mangel an Assimilationsfähigkeit einmal bewiesen und sei daher für Reformen unfähig; zweitens, daß die Türken vom national-ethnographischen Standpunkte aus für Kunst, Wissenschaft und friedliche Arbeit keinen Sinn und kein Vermögen haben, demzufolge denn auch als Factoren der Fortpflanzung westlicher Weltanschauungen im Osten nicht wirken können, und drittens, daß, falls die zwei ersten Ursachen auch gar nicht existiren würden, die politischen Verhältnisse des aus so vielen Elementen zusammengewürfelten osmanischen Reiches ein unübersteigliches Hemmniß zur Regenerirung der Ländereien des Sultans wären. Ich will nun mit Vámbéry diese Punkte hinter einander einer Prüfung unterziehen und zusehen, ob ich zu den nämlichen Resultaten gelangen kann, wie der mit Recht berühmte ungarische Professor.

Daß der Islam culturunfähig sei, kann nach Vámbéry nur von solchen Personen behauptet werden, die entweder durch große Ignoranz oder, was noch ärger ist, durch fanatische Voreingenommenheit zu solcher Aussage inspirirt werden. Einer Religion, die auf dem Felde

der Bildung, der Künste und der Wissenschaft so Erhebliches, ja so Erstaunliches geleistet hat, die im Mittelalter unsere eigene Lehrerin war, von der wir in so vielen Zweigen der Wissenschaften bedeutende Vortheile gewonnen haben, einer solcher Religion den Vorwurf machen zu können, sie sei culturunfähig, heißt sich absichtlich der Wahrheit verschließen. Den Islam culturfeindlich und culturunfähig zu schelten, ist daher — so schließt Vámbéry, nachdem er noch in raschen Zügen ein glänzendes Gemälde der islamitischen Culturleistungen entworfen, — ein eben so lächerliches als böswilliges Vorgehen, das wohl einer Rüge aber keiner ernsten Widerlegung würdig ist.

Ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß, als ich diese Sätze las, mich ein seltsames Befremden ergriff und ich mich ernstlich fragte, ob denn wirklich hier der nämliche Vámbéry spreche, welcher vor kaum drei Jahren ein höchst bedeutsames Buch über den Islam[1]) veröffentlicht hat. Weil nun in jenem Werke der Autor seine Meinungen überall begründet, was er in seinem neueren Schriftchen aus räumlichen Ursachen nicht thut, so scheint mir seinen damaligen Ausführungen jedenfalls ein weit größeres Gewicht beigelegt werden zu müssen, und ein Zurückgreifen auf jenes ältere Buch ist um so nothwendiger, weil sich nur an dessen Hand der Commentar zu Vámbéry's jüngster Schrift liefern läßt. Nur dürfen wir nicht erwarten, daß dadurch die Behauptungen derselben Bestätigung empfangen, denn eigenthümlicherweise lautet dort Vámbéry's Urtheil über die islamitische Cultur sehr verschieden von dem heutigen. Er widmet derselben ein ganzes hoch interessantes Kapitel, und demselben entnehmen wir folgende Belehrungen.

„Bei unserer Verwunderung über die Glanzperiode islamitischer Bildung, so läßt sich der gefeierte Forscher vernehmen, vergessen wir sehr häufig, daß der allbelebende Geist der muhammedanischen Denker seiner Zeit doch zumeist in den Fesseln des strammen Scholasticismus lag, und daß die Bildung, weit entfernt das zu sein, was wir heute unter diesem Worte verstehen, zu den großen Massen in einem solchen Verhältnisse stand, in welchem z. B. die Prachtbauten der Sultane Isfahans, Samarkands und Agras zu den sie umgebenden größern Massen von ärmlichen Lehmhütten sich befanden;

---

[1]) Hermann Vámbéry. Der Islam im neunzehnten Jahrhundert. Eine culturgeschichtliche Studie. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1875. 8°.

d. h. jene Bildung, in welcher wir Grundsteine unserer europäischen Cultur erblicken, war nur sporadisch, ja sehr sporadisch anzutreffen. Die Ursache hiervon liegt ganz klar auf der Hand. — Schulen und Kirchen, Medresses und Moscheen waren im Mittelalter bei Christen sowohl als bei Moslimen eng miteinander verbunden. Wenn in diesen oft reich dotirten Collegien aus der großen Schaar der mit Koran-exegese, Dogmatik, islamitischem Recht, Grammatik, Rhetorik und Dichtkunst sich befassenden Schüler ein solcher hervortrat, dessen Forschersinn auf den einen oder andern Zweig der exacten Wissenschaften fiel, so sind solche nur als äußerst seltene Ausnahmen anzuführen; Ausnahmen, denen ihre Zeitgenossen noch lange nicht jenes Lob und jene Beachtung schenkten, die ihnen von den christlichen Fachgenossen der Neuzeit gezollt wird. Man muß in den biographischen Wörterbüchern eines Ibn Challikan Taschköprüzade und Kiatib Tschelebi lange umherblättern, bis man auf einen Naturforscher oder Mathematiker stößt. Die Pflege dieser Wissenschaften stand nicht so sehr mit den Satzungen des Islams als mit dem vorherrschenden Zeitgeiste im Widerspruche, und hätte man mit Astronomie nicht zugleich astrologische Zwecke verbunden, so wären selbst diese Forschungen auf dem Gebiete des Wissens der Nachwelt nicht zugute gekommen. Unter Wissenschaft haben die Befolger des Islams von jeher, ebenso wie heute, vorzugsweise nur Theologie und Theosophie, nur Grammatik, Logik und die schönen Redekünste verstanden. Nur die Koryphäen auf diesem Felde des Forschens haben sich der ungetheilten Achtung der Zeitgenossen erfreut, nur ihren Namen hat man vorzugsweise der Ueberlieferung auf die Nachwelt würdig gefunden. Diejenigen, welche von dem ausgetretenen Ochsenpfade göttlicher Wissenschaften auf den Weg der Naturforschung einlenkten, waren gewiß und sind noch heute als sonderbare Käuze angesehen, deren außergewöhnliche Wissenslust nur dann mit Nachsicht behandelt wurde, wenn die exacten Wissenschaften als bescheidene Nebenbeschäftigung neben dem Hauptfache des göttlichen Wissens figurirten. Eine andere Geistesrichtung wäre auch schon deßhalb vom Grunde aus zu verdammen gewesen, weil der Koran als die Quintessenz und Encyklopädie aller Wissenschaften dargestellt wird, ebenso wie es die Bibel im Glaubenszeitalter der Christen war.

Wie weit Wissen und Glauben Hand in Hand gehen, eigentlich nicht gehen können, das hat uns die Neuzeit zur Genüge bewiesen. Es ist eben aus diesem Grunde, daß ich — so spricht immer Vámbéry —

in der Verherrlichung, welche wir der vergangenen Cultur des Islams zollen, ein bedeutendes Quantum von Ueberschätzung finde. Die Ursache dieser Täuschung mag in erster Reihe in dem schwarzen Hintergrunde, den das Christenthum in dem Culturbilde der damaligen Welt bildet, gelegen sein, welcher uns die islamitische Bildung in so hellem Lichte erscheinen läßt. Zweitens pflegt alles, was durch Zeit und Raum uns fern gerückt worden ist, von einem gewissen Heiligenschimmer umgeben zu sein. Praktische Kenner der muhammedanischen Welt haben von der Culturfähigkeit des Islams immer anders geurtheilt als theoretische Beschauer, und wäre einem Gibbon z. B. das Christenthum nicht so verhaßt gewesen, so wäre der Strahlenkranz seiner Glorification des arabischen Propheten gewiß dünner ausgefallen. — Wir begehen ferner einen nicht unbedeutenden Fehler, indem wir von den Eigenheiten der arabischen Cultur in Spanien auf das gesammte Bild der arabischen, vielleicht richtiger gesagt: der muhammedanischen Wissenschaft folgern. Was uns die Geschichtschreiber von dem Flor der maurischen Cultur erzählen, ist so überraschend, so blendend großartig, daß wir uns in der That vergebens nach ähnlichen Monumenten muhammedanischen Kunstsinnes in Asien umsehen. Die Ueberreste aus dem Blüthenzeitalter der islamitischen Cultur der Omejjaden in Damascus, der Abbasiden in Bagdad und im östlichen Persien, der Dschengiziden in Azerbaidschan und der Timuriden in Chorasan und Turkestan sind fürwahr so winzig und klein, daß sie mit den Kunstdenkmälern der Mauren in Spanien kaum verglichen werden können. Selbst die heitere Poesie der letztern, als: ihre Liebes-, Kriegs- und Trinklieder, sowie auch ihre Naturlieder, sind in einem Tone geschrieben, welcher von dem tiefdüstern, melancholischen, nur immer von Religion und Nirwana durchwehten Geiste der Muhammedaner Asiens so gewaltig absticht, daß man schon beim ersten Vergleiche auf den Gedanken kommen muß: der Islam habe unter europäischem Klima, inmitten der reizenden Natur Andalusiens, einen ganz andern Charakter angenommen, als er ursprünglich in seiner Wiege, Asien, war. Auch die muhammedanischen Denker aus der Iberischen Halbinsel glänzen in gar wunderlichem Lichte über ihre Fachgenossen im fernen Osten. Ein so durchdringender und erhabener Geist, wie Ibn Chaldun, dessen Werke selbst dem gediegensten Denker der Neuzeit zur Ehre gereichen würden, findet sich im ganzen Pantheon asiatischer Moslimen nicht vor. Ihre Industrie, ihre Kunst, ihr ritter-

licher Sinn unterscheiden sich so wesentlich von der Auffassung, dem Geistesvermögen und der Geistesrichtung der Asiaten, daß wir leicht zur Annahme versucht sind: der Islam habe sich unter dem westlichen Himmel ebenso wie das Christenthum eine ganz andere Bahn gebrochen, und daher der Maßstab der maurischen Cultur auf die Bildung des ganzen Muhammedanismus nicht anzuwenden sei. Uebrigens regte sich ja schon zu seiner Zeit der große Streit um die geistige Superiorität zwischen den zwei Hauptabtheilungen der Islamswelt, nämlich zwischen den Magribin (Westländer) und Maschrikin (Morgenländer). Ein Streit, in welchem es so ziemlich festgestellt wurde, daß die Maschrikin nur in der Poesie und Rhetorik, nur in der Pflege der Sprache sich auszeichneten, während sie in den sonstigen Zweigen der Wissenschaft, in der Kunst und in den socialen Institutionen von den Magribins überstrahlt werden. So wie der Islam als Glaube nur eine bunte Mosaik früherer Religionen darstellt, ebenso kann man auch die islamitische Cultur als Agglomerat der Bildung jener Völker bezeichnen, welche die Araber in so erstaunend kurzer Zeit ihrer Herrschaft unterworfen hatten. In der staatlichen und gesellschaftlichen Organisation des östlichen Islams war der Einfluß der alten Parsicultur vorherrschend. In der westlichen Islamswelt finden wir eben so viele unverkennbare Spuren der byzantinischen Bildung; denn Constantinie (Constantinopel), schon von dem Propheten als Juwel der Städte, als Schatz der Kunst bezeichnet, wurde von seinen Nachfolgern, trotz des schwarzen Unglaubens der Westländer, gar häufig zum Musterbild genommen. Aehnlicher Natur sind unsere Wahrnehmungen im ganzen Norden Afrika's, in Sicilien und auch in Spanien; und es wäre sehr schwer, einen selbstständig nationalen Charakter im Geiste der muhammedanischen Cultur zu entdecken, wenn nicht etwa das Gewand, in welches sie gehüllt war, die arabische Sprache nämlich. Solange nun diese aus verschiedenen ethnischen Bestandtheilen zusammengesetzte Moslimwelt durch das Feuer einer unverfälschten Begeisterung einerseits, durch die Zerworfenheit und crasse Ignoranz ihrer Gegner andererseits in den drei Welttheilen am Zenith ihrer Macht sich erhalten konnte, d. h. solange die Muhammedaner des materiellen Wohlstandes sich erfreuten und über die Schätze dreier Welttheile verfügten, — da hatten die Culturbestrebungen bei ihnen warme Theilnahme gefunden. Als aber das Chalifat von dem auf Absolutismus sich stützenden Sultanat, und der freie Glaube von der

an bornirten Bigotismus sich anlehnenden Orthodoxie abgelöst wurde, trat selbstverständlich das Gegentheil ein, und die Stelle der freien Wissenschaft nahmen nun Koranexegesis, dogmatische Grübeleien und kleinliche Literaturversuche ein. Von ungefähr ähnlicher Beschaffenheit sind die selbst noch in den spätern Jahrhunderten aufflackernden Lichter der muhammedanischen Cultur."

Niemand, der diese Ansichten Vámbéry's aufmerksam liest, wird sich verhehlen, daß der gelehrte Gewährsmann vor drei Jahren über die Culturleistungen des Islam wesentlich anders dachte, als heute, und wenige wird es nur geben, welche seinen damaligen, auf Thatsachen sich reichlich stützenden Ausführungen nicht Beifall gespendet hätten. Diese Verschiedenheit der Meinung bei einem und dem nämlichen Denker in dem kurzen Zeitraume von bloß drei Jahren muß doch sehr mißtrauisch gegen die Glaubwürdigkeit seiner neuerlich aufgestellten Ansichten machen, welche sich über wenig mehr als das Niveau sehr willkürlicher Sätze erheben. Fast gewinnt es den Anschein, als ob doch die politische Seite der inzwischen brennend gewordenen orientalischen Frage und die Wendung, welche die Ereignisse genommen, nicht ohne jeglichen Einfluß auf die Haltung der neuen Vámbéry'schen Schrift geblieben wären, als ob der gelehrte Verfasser die von ihm selbst ertheilte goldene Regel, daß den Ethnographen weder individuelle noch nationale Motive bewegen sollen, außer Acht gelassen hätte und er von der heftigen Geistesströmung seiner magyarischen Landsleute fortgerissen worden sei. Als Ungar war Vámbéry von jeher Russophobe, aus welcher Gesinnung er in seinen Werken niemals ein Hehl gemacht; gab es aber auch in meinen eigenen Arbeiten über Mittelasien häufig Gelegenheit, dem befreundeten Forscher als Gegner in diesem Punkte gegenüberzu stehen, so hatte ich ihn doch niemals als Anwalt der Türkei, des Osmanenthums oder des Islams im Allgemeinen kennen gelernt. Als solcher aber tritt Vámbéry dießmal auf, und gerade das Gewicht seines so bedeutenden Namens verleiht seiner Schrift eine so hohe Wichtigkeit, daß dieselbe in ethnologischen Kreisen nimmer mit Stillschweigen übergangen werden kann.

Prof. Vámbéry erklärt jetzt die Behauptung für unstatthaft, daß der Islam seinem inneren Wesen nach viel schwerer einer Umgestaltung, Verjüngerung oder einer Adaptirung an durch Zeit und Umstände geschaffene Bedürfnisse fähig wäre, als jede andere Religion. Für diese seine Meinung bringt er indeß nicht die Spur eines Beweises

bei. Meinen ist aber nicht wissen. Wenn wir vom Islam sprechen, dürfen wir nicht bloß den Islam in der Türkei ins Auge fassen, sondern ihn in seinem Gesammtgebiete überschauen. Da werden wir bald gewahr werden, daß gerade wie im Christenthume jedes einzelne Volk den Islam praktisch in anderer Weise bethätigt. Der Islam der Osmanen ist von jenem der Marokkaner eben so sehr verschieden, wie der Katholicismus des Deutschen von jenem des Italieners oder Spaniers. Aber genau so wie letztere alle doch Katholiken bleiben und bei allen Abweichungen sich in ihrer Denkrichtung doch auf einem gemeinsamen Boden bewegen, so auch in der muhammedanischen Welt. Das Band des Islams umschlingt sie alle, die Völker von den Hochlanden Yünnans bis an die afrikanischen Gestade des atlantischen Oceans, und dieser Islam ruht eben einmal auf einer Grundlage, welche von jener des Christenthums total verschieden ist. Dabei verschlägt es wahrhaftig wenig, daß die Osmanen als äußerst laxe Befolger des Korans bei den eigentlich türkischen Fanatikern im Innern Asiens in Verruf sind. Man kann es, wenn man will, unserem turkophilen Ethnographen gerne glauben, daß nicht nur der türkische Sultan, seine militärischen und bürgerlichen Würdenträger, sondern selbst der Scheich-ul-Islam, ja die ganze Ulema-Welt Constantinopels zu den meist aufgeklärten und von religiösen Vorurtheilen am wenigsten eingenommenen Bekennern des Islam gerechnet werden müssen. Selbst aber wenn es wirklich in der Macht der Sultane stünde — was die sämmtlichen culturgeschichtlichen Erfahrungen bestreiten, — der Religion eine solche Basis zu verleihen, daß eine Regenerirung des Staates möglich wäre, so würde nothwendig, weil von einer anderen Basis als das Christenthum ausgehend, die Richtung dieser religiösen Wandlung eine von diesem abweichende sein müssen. Die Sultane, so wesentlich sie auch bis jetzt am Grundgebäude des Islams gerüttelt, haben dies doch nicht in größerem Maße und mit mehr Bewußtsein gethan, als die Päpste in der katholischen Kirche. Beide waren nicht die Urheber, sondern die historischen Vollstrecker von Handlungen, die sich in den religiösen Ideen langsam von unten aus vorbereitet hatten. Die Möglichkeit von Wandlungen im Islam leugnen zu wollen, kann keinem culturgeschichtlich Gebildeten einfallen. Der Islam von heute ist gewiß nicht mehr jener der alten arabischen Welteroberer. Jener kann unmöglich der geistlose, in ideenlosen Bräuchen erstarrte Mechanismus gewesen sein, wie er sich uns bei manchen Völkern in der Gegenwart

offenbart. Dies ist er erst im Laufe der Geschichte geworden, und es ist nicht einzusehen, warum er nicht noch ganz anders werden kann. Ja, Palgrave hat darauf aufmerksam gemacht, daß der Islam, weit entfernt, rückgängig zu sein, vielmehr in unseren Tagen den Proceß einer geistigen Erneuerung — eines revial, wie der Engländer sich ausdrückt, — durchmache. Seine ursprünglichen Tendenzen aber hat er überall — genau so wie das Christenthum — bis zur Stunde bewahrt, und was immer künftige Wandlungen auch bringen mögen, so viel steht fest, daß die neue Richtung stets eine islamitische bleiben wird, bleiben muß. Theoretisch soll der Islam Weltreligion werden, und diese Theorie, aus welcher Glaubens- und Sittenlehre entquillt, kann er im Principe nie aufgeben, ohne sich selbst zu negiren. Deßhalb kennt der Islam keine allgemeine Philantropie, seine Nächstenliebe erstreckt sich nur auf die „Gläubigen"; die Ungläubigen sind von seinen Wohlthaten grundsätzlich ausgeschlossen; er ist von Natur und Grund aus intolerant und muß es sein. Wer da behauptet, es möchte schwer werden, historisch nachzuweisen, daß im Allgemeinen der Islam weniger duldsam sei, als das Christenthum, behauptet eben einen schweren culturhistorischen Irrthum. Die Intoleranz des Christenthums ist ein häßlicher Auswuchs, der mit der christlichen Lehre nicht im Geringsten zusammenhängt, der sogar in den Zeiten, als er in Uebung stand, niemals gepredigt wurde. Vielmehr bildet allgemeine, ausgedehnteste Nächstenliebe stets ein Lehrgebot unserer Kirche. Der Islam dagegen befiehlt geradezu Vernichtung der Ungläubigen und gestattet ihnen das Dasein nur, insoferne sie ihm Nutzen bringen, d. h. Kopfsteuer zahlen.

An diesen schroffen Lehren kann allerdings die Praxis vieles mildern und hat auch thatsächlich schon sehr viel gemildert. Neuere haben demgemäß behauptet, die Religionsfreiheit gelte in keinem Staate so weit wie im türkischen Reiche, vergessen aber, daß daraus nicht der geringste Schluß auf die Reformfähigkeit des Islams als solchen zu ziehen ist. Diese Toleranz wird geübt von den Osmanen, nicht aber von den Arabern, Marokkanern, Persern, Turkomanen. Und die Osmanen üben sie gerade aus jenem Grunde, den Vámbéry ihnen zum Lobe anrechnet, der aber culturell eine Schattenseite bildet: nur aus Indifferentismus und weil sie laxe Muhammedaner sind, sind sie gegen die Ungläubigen tolerant. Der religiöse Indifferentismus ist jedoch — die Culturgeschichte lehrt es allerdings — stets das kräftigste Hinderniß

religiöser Reformen gewesen, und so nimmt auch in der That das Osmanenthum an dem Revival des Islam den geringsten Antheil. Dieser vollzieht sich hauptsächlich im Schooße der nichtosmanischen Völker.

Der Islam kennzeichnet sich ferner dadurch, daß er kein allgemeines Schuldgefühl kennt, das auf Einsicht in die sittliche Unvollkommenheit beruhte, und daß er eben so wenig auf sittliche Vergehen einen größeren Nachdruck legt, als auf die Unterlassungen der rein religiösen Ceremonien. Zugleich herrscht im Islam die Vorstellung Gottes als eines Despoten vor, was sich daraus erklärt, daß nachweislich die Gottesidee stets nach dem menschlichen Idealbilde sich gestaltet und umgekehrt. Darnach kann es nicht wundernehmen, wenn der Despotismus auf dem Boden des Islam in allen Gestalten die Beziehungen von Mensch zu Mensch regelt, und daß daneben eine Entwicklung des höheren sittlichen Lebens überall schwer aufkommen kann. Eben daher hat auch in allen moslimschen Regierungen der Gedanke für das Wohl und Gedeihen des Volkes zu sorgen, niemals durchdringen, niemals selbstverständliches, alle Zweige der Verwaltung durchziehendes Axiom werden können.[1])

Das Angeführte genügt wohl, um evident darzuthun, was übrigens Niemand bezweifelt, daß der Islam von Haus aus auf einer vom Christenthume durchaus verschiedenen Basis, auf Anschauungen beruht, welche uns durchaus fremd, ja zuwider sind. Die islamitische Cultur mußte nothgedrungen eine andere werden als die christliche, welche allein in unseren Augen begehrenswerth ist. So wie sie jetzt geworden sind, sind christliche und islamitische Cultur nur Anschauungen, mit einander ebenso unverträglich wie Wasser und Feuer. Ich leugne nun nicht, daß eine Wandlung der religiösen Ideen im Islam möglich sei, aber man darf sich keiner Illusion hingeben, daß eine solche jemals zu einer Annäherung an die abendländische Gesittung führen könne. Ethnographen wenigstens sollten eine solche unhaltbare Meinung nicht verbreiten. Daß die jungtürkische Partei, über deren Werth übrigens sehr verschieden geurtheilt werden kann, die Regeneration des Osmanenreiches von innen heraus und auf dem Boden des Islam anstrebt, ist vom türkischen Standpunkte aus völlig correct, und es ließe sich auch vom Standpunkte des Europäers nichts, gar nicht das Leiseste

---

1) Siehe darüber die Schrift von Dr. Rudolf Kehl. Beiträge zur Charakteristik der Lehre vom Glauben im Islam. Leipzig 1877.

dagegen einwenden, wenn die Türkei ein aus durchweg ethnisch-homogenen Elementen bestehendes Reich und dieses ethnisch-homogene Element ausschließlich osmanisch oder wenigstens muhammedanisch wäre. Dieß ist nun nicht der Fall, sondern die Mehrzahl der unglücklichen Pforten-Unterthanen sind Christen, welche von einer „Regenerirung" des Islam nicht das Geringste zu hoffen haben. Vielmehr darf man mit ziemlicher Sicherheit den Satz aufstellen: je kräftiger der Erneuerungs-Proceß, der Revival im Islam vor sich geht, desto mehr müssen sich die Wege der islamitischen Cultur von der abendländisch-christlichen entfernen, desto weniger vermögen islamitische und christliche Bevölkerungen unter Einen Hut gebracht zu werden.

Der Islam ist eine Culturreligion in seiner Art und es ist möglich, daß er für Afrika, wo er staunenswerthe Fortschritte macht, auch einen civilisatorischen Fortschritt im Gefolge habe. Gründliche Kenner Afrika's, wie Rohlfs und Schweinfurth, bezweifeln zwar auch dieß; wenn aber auch, so ist er doch nur Culturreligion für unendlich tiefer stehende Völker. Der Islam besitzt eine unendliche Lebenskraft, und darf bei seinen Bekennern keck den Kampf mit dem Christenthume aufnehmen. Der Gedanke, muhammedanische Völker zum Christenthume zu bekehren, ist ein hoffnungsloser, und alles, was namentlich von protestantisch-christlicher Seite salbungsvoll über die „Evangelisation der Türkei" gefaselt wird, kann nur das mitleidige Lächeln der Kenner erregen. Durch das Abprallen aller christlichen Bekehrungsversuche an den Anhängern Muhammeds wird aber zugleich besser als durch alles andere die totale Unzugänglichkeit des Islam für die Grundideen der abendländischen Gesittung, für die ihr als Basis dienenden Anschauungen dargethan. Noch viel weniger kann man aber verlangen, daß Stämme, welche durch ihr christliches Bekenntniß — sei dasselbe nun noch so verballhornt — dem westlichen Culturkreise früher oder später nothwendig zufallen müssen, mit dem völlig heterogenen Islam einen Bund eingehen, welcher in jeglicher Hinsicht für sie von culturvernichtender Wirkung sein müßte. Denn eben so hoch als der dickgläubigste, von Aberglauben triefendste Moslim über dem schwarzen Fetischanbeter, eben so hoch steht der roheste Christ über dem Moslim. Jener trägt zum mindesten den Keim zur einstigen Culturentfaltung in dem Sinne, welcher die Völker des Westens groß gemacht, in sich, dieser muß die Pfade wandeln, welche die Entwicklung seines Religionsgebäudes ihm unerbittlich vorschreibt. Beide können fortschreiten in

ihrer Weise, zusammenkommen aber niemals. Der Islam hat sich bei seinem Ursprunge zum Christenthume in eine Winkelstellung gesetzt. Die beiden Schenkel dieses Winkels können beliebig verlängert werden die Größe des Winkels bleibt dennoch dieselbe, ja mit der Verlängerung wächst auch die Entfernung zwischen den Endpunkten der beiden Winkelschenkel. Dieß ist das Bild, welches Islam und Christenthum im Laufe ihrer geschichtlichen mehr als tausendjährigen Entwicklung uns darbieten, und niemand vermag auch nur den Schatten eines Beweises vorzubringen, daß die diesem Culturgange zu Grunde liegenden Gesetze in Zukunft die geringste Aenderung erfahren können. Mit einer Regenerirung des Islams von innen heraus, deren Möglichkeit, wie erwähnt, gar nicht in Abrede gestellt werden soll, ist also den europäisch-christlichen Culturinteressen nicht im Entferntesten gedient.

III.

Die Osmanen als Culturvolk.

Vom Islam im Allgemeinen zu den Osmanen im Besonderen übergehend, theilt Vámbéry seinen Lesern mit, daß die türkische Gesellschaft, weit entfernt retrograd zu sein, in solchem Maße fortgeschritten ist und in fortwährendem Fortschreiten sich befindet, wie wir dies, mit Ausnahme Japans, in keinem Theile der asiatischen Welt antreffen. Vámbéry beklagt sich, daß Viele, welche den Islam an sich nicht verdammen, mit um so größerer Hast über die türkische Nationalität herfallen mit der stereotypen Phrase: Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, dort wird nie mehr Gras wachsen; wo die türkische Herrschaft besteht, dort muß Ruin und Untergang folgen. Eine alberne Redensart! ruft der ungarische Gelehrte aus, und versteigt sich zu der Behauptung, daß die sogenannten arg verrufenen Osmanli Beförderer — und eifrige Beförderer — der Kunst und Wissenschaft waren, ja den Zeit-Umständen gemäß es auch heute noch sind. Von geistigen Größen habe es erst in der jüngsten Vergangenheit brillante Exemplare gegeben. Die Zahl türkischer Historiker, Poeten und Literaturkenner mag kühn mit jener der europäischen Gelehrten aus den gleichen Zeitaltern wetteifern und selbst heutzutage treten ihre hervorragenden Männer mit einem Capitale geistiger Stärke auf, welche jedem Abendländer zur Ehre gereichen würde.

Diese Behauptungen Vámbéry's sind von solcher Kühnheit und Bestimmtheit, daß eine genauere Prüfung ihrer Stichhaltigkeit ganz unerläßlich ist. Daß die türkische Gesellschaft nicht retrograd, sondern in fortwährendem Fortschreiten begriffen sei, kann man im Ganzen wohl zugeben; denn im Allgemeinen sind fast alle Völker, selbst die

rohesten, in einer fortschreitenden Entwickelung begriffen; es frägt sich bloß, nach welcher Richtung dieser Fortschritt liegt. Denn was ich vom Islam im Großen und Ganzen dargethan, gilt auch von der Culturentwicklung eines einzelnen Volkes: damit wir, d. h. die Europäer einen Fortschritt constatiren, muß dies ein Fortschritt nach unserer Richtung hin sein. Unter Cultur verstehen wir ganz speciell unsere, d. h. die christlich-abendländische Cultur. Gewiß leidet diese Auffassung an gewaltiger Einseitigkeit und ich stehe keinen Augenblick an zu erklären, daß die islamitisch-osmanische Cultur genau eben so existenzberechtigt ist, wie die christlich-abendländische. Eben so existenzberechtigt sind und waren aber auch die Culturen China's und Japan's, der Azteken und Peruaner. Der Grund, warum wir diese Culturen als solche nicht anerkennen und wo immer möglich durch unsere eigne zu ersetzen streben, liegt einfach darin, daß der Mensch selbst das Maß aller Dinge ist, also nur eine Gesittung nach unserem Sinne uns zu befriedigen und den durch unsere eigene Entwicklung geschaffenen Bedürfnissen zu genügen vermag. Deßhalb sehen wir die Europäer überall die Schranken niederreißen, welche fremde Völker errichtet haben, um sich vor den Berührungen des Auslandes zu schützen und ungestört auf ihre Weise sich entwickeln zu können. Ihre Weise ist eben nicht unsere Weise, und wir haben ein lebhaftes Interesse daran, daß eben unsere Weise immer mehr Boden und Ausdehnung gewinne, ganz gleichgültig, ob dieselbe den fremden Völkern frommt oder nicht. Gesetzt den Fall, die Regeneration des Orientes wäre nur auf einem Wege möglich, welcher zugleich das Abendland ein für allemal von demselben ferne hielte, seine Ausbeutung durch die Europäer absolut unmöglich machte, so würde Niemand von unseren Culturfanatikern auch nur einen Moment bei Prüfung der dadurch geschaffenen neuen Lage der orientalischen Völker verweilen, sondern einen solchen Entwickelungsgang an sich als Rückschritt verdammen, obwohl er sehr wohl für die Orientalen selbst einen wesentlichen Fortschritt enthalten kann. Bloß jene Richtungen also, die sich der unserigen nähern, nennen wir Fortschritt, und bloß um einen solchen ist es dem Abendlande zu thun, weil aus solchem allein ihm Vortheil erwächst. Einen Culturgang, welcher dem eigenen Volke zu Nutzen, dem Abendlande aber zugleich zum Schaden gereichen würde, läßt dieses nimmer als Fortschritt gelten.

Ich habe schon gezeigt, wie nun die Entwickelung des Islam ihn naturgemäß immer mehr von den Culturpfaden der europäischen An=

schauungen abdrängen muß, wie letztere aus der Reformfähigkeit des Islam nicht den geringsten Nutzen zu ziehen sich versprechen dürfen. Das Nämliche ist mit dem fortwährenden Fortschreiten der türkischen Gesellschaft der Fall, wie sich aus nachstehender Betrachtung ergibt. Die Kenntniß des Orients erfordert lange und emsige Arbeit, und solche führt zu der schon wiederholt begründeten Ansicht, daß die orientalische Cultur eben eine durchaus andere ist als die unserige. Den Geist dieser Gesellschalt hat Dr. David Urquhart, ein langjähriger Beobachter und fanatischer Verehrer des Türkenthums, in einem bekannten Werke [1]) zu schildern gesucht, welches zwar in sehr vielen Punkten Recht hat, aber zugleich eine solche Dosis Sophistik enthält, daß es nimmer eine wahrheitsgetreue Darstellung, sondern nichts mehr und nichts weniger als eine Parteischrift ist. Vámbéry selbst hat in seinem schon erwähnten Buche ein höchst lesenswerthes Capitel „Ost und West" geschrieben, in welchem die fundamentalen Unterschiede zwischen Morgen- und Abendland sehr scharfsinnig aufgedeckt werden. Die hohe Scheidewand nun, welche die mit eiserner Consequenz waltenden Naturgesetze errichtet haben, ein Werk, das durch die historischen Begebenheiten Jahrtausender die Granithärte der Festigkeit erhalten hat, kann nicht so leicht vom Boden weggefegt werden. Bei dieser allseitig zugegebenen Verschiedenartigkeit der socialen und culturellen Grundlage, sind für die fortschreitende Entwickelung der Osmanen also nur zwei Richtungen möglich: entweder dieselbe wird von innen heraus oder sie wird durch äußere fremde Einflüsse bewirkt. Entwickelt sie sich naturgemäß und ungestört, unabhängig vom Abendlande, von innen heraus, dann schlägt sie auch unfehlbar eine Richtung ein, welche von der unserigen fern ab führt; umgekehrten Falles schreitet sie aber auf jenen „Wegen der Neuerungen" fort, welche Niemand anderer als gerade Vámbéry so trefflich beleuchtet und für die Zustände des Osmanenthums so verderblich, als die Ursache der immer mehr um sich greifenden Zersetzung und Blutvergiftung nachgewiesen hat. Auf diesem Wege ist also die Reform des Reiches einfach unmöglich.

Wenn dagegen Prof. Vámbéry in seiner jüngsten Schrift die Osmanen als Beförderer, ja als eifrige Beförderer von Kunst und Wissen-

---

[1]) Dr. David Urquhart. The Spirit of the East, illustrated in a journal of travels through Roumeli during an eventful periotl. London, 1838. 8⁰. 2 Bde.

schaft uns vorzuführen versucht, so darf man ihn wohl um den näheren Nachweis einer solchen, gelinde gesagt, seltsamen Behauptung bitten. Die blühenden Reiche, welche türkische Herrscher in Asien errichteten, können dafür wohl kein Beweis sein, denn Kunst und Wissenschaft wurzelten lediglich in den unterjochten Völkern und diese waren keine Türken. Es wäre dies genau so, als wenn die sehr ansehnlichen literarischen Strebungen der heutigen Bulgaren auf Rechnung der Anregungen gesetzt würden, die sie vom Padischah in Stambul dazu empfangen. Sehr seltsam bleibt es aber immerhin, daß Vámbéry jetzt in ethnischer Beziehung für die Türken eintritt, ihre Nationalität in Schutz nimmt, nachdem gerade er vor drei Jahren und mit vollem Recht, die Türken für den Untergang der islamitischen Cultur zum großen Theile verantwortlich macht. „Man darf, sagt Vámbery, bei den Hauptursachen, welche den Verfall der islamitischen Cultur herbeiführten, auch nicht jene ethnische Constellation außer Acht lassen, vermöge welcher beinahe auf der ganzen Grenzlinie gegen Westen nur kriegerische, den Culturbestrebungen nie besonders holde, durch verknöcherten Fanatismus von der Bahn der freien Forschung stets fern gehaltene Türken jenes Medium bildeten, mit welchem der Verkehr mit dem Abendlande aufrecht gehalten werden sollte. Im Westen nämlich hatte eben zu jener Zeit, als die islamitische Cultur in Asien mit Riesenschritten ihrem Untergange nahte, das Zeitalter des Glaubens dem Zeitalter des Denkens das Feld geräumt. Man konnte fast sagen, daß in dem Maße, in welchem wir vorwärts schritten, die Muhammedaner immer Rückschritte machten, und die Typographie, die Reformation, die immer wachsende Macht des Bürgerstandes hatten bei uns eine neue glückliche Aera geschaffen, während in Asien auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und der Industrie alles der Auflösung entgegeneilte. Und ist es unter diesen Umständen nicht fraglich, welche Wendung etwa die Dinge genommen hätten, wenn an der Stelle der Ottomanen die geistreichen Iranier mit Europa in unmittelbaren Verkehr getreten wären? Während erstere nur immer mit dem Schwerte ihre Religionspflicht erfüllen wollten, haben letztere sich zumeist in Kämpfen auf dem geistigen Gebiete hervorgethan; und wäre es gleich nicht anzunehmen, daß persische Machthaber in Anatolien oder Constantinopel mit dem christlichen Abendlande eine besondere Entente cordiale unterhielten, — eine so scharfe Abgrenzung, ein so mächtiger Wall zwischen beiden Welten wäre nie und nimmer entstanden. Diese

meine Annahme mag wohl vielen parador erscheinen, doch wer würde von einem Volke anders denken, dessen Fürst, als Uzun Hassan, trotzdem er selbst Türke war, schon vor mehr denn 400 Jahren mit Venedig, Ungarn und Polen sich gegen seinen muhammedanischen Nachbar und Stammesgenossen verbinden wollte? Von einem Volke, das schon früh für die Errungenschaft eines geistigen Lebens sich in solchen Massen begeistern konnte, wie kein zweites im Verbande des Islam, und das zu allen Zeiten und unter allen Umständen als Träger der Kunst, der Industrie und des Handels sich hervorthat?"[1])

Wie man sieht, schwärmte vor drei Jahren Vámbéry keineswegs für die Osmanen, noch weniger hielt er sie für Beförderer von Kunst und Wissenschaft, als welche er vielmehr die geistreichen Perser betrachtet wissen will. Auch die Reformfähigkeit des türkischen Staatswesens, die er heute verficht, schien ihm vor drei Jahren sehr zweifelhaft, denn er sagt an einer andern Stelle seines Buches ausdrücklich: „Ob das ottomanische Staatsschiff, sich selbst überlassen, von seiner schläfrigen, unfähigen und gewissenlosen Bemannung dem Hafen einer besseren Zukunft entgegengeführt werden könne und ob die Herren Orientalen nicht lieber die alte Versumpfung vorziehen würden, bezweifle ich sehr."[2]) Diese Zweifel scheinen heute bei unserem Gewährsmann verschwunden und aus den einstigen Zerstörern der glänzenden Cultur des Islam sind — den Zeitbedürfnissen entsprechend — eifrige Beförderer von Kunst und Wissenschaft geworden. Nun hat uns freilich Vámbéry selbst darüber aufgeklärt, was unter islamitischer Wissenschaft überhaupt zu verstehen sei, und wir konnten daraus die Thatsache entnehmen, daß so ziemlich alles, was nach heutigen Begriffen zur Wissenschaft gehört, davon ausgeschlossen war. Man darf aber keck behaupten, daß selbst bei Einschränkung des Begriffes Wissenschaft auf Theosopie, Grammatik, Logik und die schönen Redekünste, von allen muhammedanischen Völkern die Osmanen am allerwenigsten geleistet haben. Sie stehen culturell unendlich tiefer als die Araber und Perser, ihre Literatur vermag mit jener dieser beiden Nationen gar keinen Vergleich auszuhalten. Hammer, der gründlichste Kenner der türkischen Literatur, sagt: „Der wesentliche Grundzug der osmanischen Poesie ist nur eine knechtische Nachahmung der persischen

---

[1]) Vámbéry, der Islam im XIX. Jahrh. S 66—67.

[2]) Vámbéry, A. a. O. S. 285.

und arabischen, durch keinen eigenthümlichen Charakter ausgezeichnet," und überhebt mich wohl der unersprießlichen Mühe, hier ausführlicher zu sein. Die Geschichtsschreibung ist allerdings seit dem vierzehnten Jahrhundert bei den Türken sehr gepflegt, aber durch Schwulst, Schmeichelei und Bornirtheit charakterisirt. In der Gegenwart steht es um nichts besser damit und die interessanten Uebersichten über die neueste historische Literatur in der Türkei, welche Dr. A. Mordtmann von Zeit zu Zeit in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht, gewähren einen vollen Einblick in die ganze Trostlosigkeit auch dieses Wissensfeldes. Dies kann auch Niemanden verwundern, welcher die Mittheilungen des anonymen „Osmanen" über das türkische Unterrichtswesen gelesen hat. Kurz, es gibt gar kein Gebiet des menschlichen Forschens, Wissens und Denkens, auf welchem die Osmanen, nicht bloß in der Gegenwart, sondern überhaupt jemals irgend etwas Erhebliches, ja nur Nennenswerthes geleistet und wenn Vámbéry das Gegentheil versichert, so sind wir seines Beweises dafür erst noch gewärtig. Seine Behauptung, daß die Zahl der türkischen Geistesgrößen mit jener der europäischen Gelehrten aus den gleichen Zeitaltern wetteifern könne, ist schön, aber wenig glaubhaft, denn er muthet den Türken nichts Geringeres zu, als für sich allein, die sie doch nur eine Handvoll Menschen sind, eben so viele hervorragende Köpfe zu produciren, als alle übrigen Culturnationen zusammengenommen. Darnach müßten aber die Türken — was gar kein Volk Europa's von sich zu behaupten sich erdreistet — eine Nation von lauter Genie's sein, und da bleibt es nur wunderbar, daß von ihren geistigen und culturellen Leistungen gar so wenig zu bemerken ist, zumal wenn Vámbéry, nicht zufrieden mit der großen Anzahl, auch noch ausdrücklich hervorhebt wie selbst heutzutage die hervorragenden Männer mit einem Capitale geistiger Stärke auftreten, welches jedem Abendländer zur Ehre gereichen würde. Verhält sich letzteres wirklich so, dann ist damit auch gesagt und zugestanden, daß wir von ihnen ganz gleiche Leistungen, wie von unseren Geisteshereoen zu erwarten berechtigt sind. In dieser Erwartung sind wir nun, wie männiglich bekannt, nach jeglicher Richtung getäuscht worden, und Vámbéry selbst käme wohl in die ärgste Verlegenheit, wenn er z. B. als würdigen Nachfolger in seiner eigenen ordentlichen Professur der orientalischen Sprachen und Literatur an der königlichen Universität zu Budapest einen Osmanen namhaft machen sollte. Ja, ganz kleinlaut gibt er selbst zu, was zu den unmittelbar

vorangehenden pomphaften Sätzen nur schlecht paßt, die Heroen der Türken haben wohl wenig oder gar nichts zu den Errungenschaften der modernen Wissenschaften beigetragen, und mit vollem Rechte hätte er hinzufügen können: auch nichts zu dem, was irgend wie dem Menschenwohle zu Gute kommen könnte. Den Türken verdanken wir nicht Einen Gedankenblitz, nicht Eine das Gemeinwohl fördernde Entdeckung, nicht Eine nachahmungswürdige sociale oder sonstige Einrichtung, kurz nichts, aber rein gar nichts, was ihnen ein Recht verleihen könnte, unter den Culturvölkern zu figuriren. Selbst die türkische Musik unserer Armeen trägt ihren Namen wie lucus a non lucendo. Vámbéry versucht dies zwar damit zu entschuldigen, daß der Türke der Cultur zweier Welten angehört. In dieser Lage haben aber die Araber sich gleichfalls befunden, ohne dadurch zu solcher völligen geistigen Impotenz und Unfruchtbarkeit zu gelangen, wie die Leute am goldenen Horn. Daß dem gemeinen Türken der gewöhnliche Menschenverstand innewohnt, bezweifelt wohl Niemand; diese Eigenschaft theilt er aber mit sehr vielen Naturvölkern und die Beispiele von populärem Scharfsinne, wie ihn die untere Klasse der Osmanen in den ersten Sitzungen des türkischen Parlamentes bekundete, würde bald jedes höhere Naturvolk aufweisen können, wenn man ähnliche Experimente damit triebe. Aber damit wird nicht das Geringste bewiesen. Bis auf Weiteres müssen die Osmanen es sich gefallen lassen, nach dem gemeinen Maße gemessen zu werden und auf sich den Spruch anwenden zu lassen: An ihren Werken werdet ihr sie erkennen. Vámbéry's Versuch, die Osmanen zu einem Culturvolke aufzupäppeln, muß als völlig mißlungen betrachtet werden.

IV.

Die Verfassung des Osmanenreiches.

In den vorangehenden Abschnitten glaube ich nachgewiesen zu haben, daß für Reformen im Oriente in europäischem Sinne nur äußerst bescheidene Aussichten vorhanden sind. Ich leugne nicht, wie so manche Andere, die Entwickelungsfähigkeit des Islam und der darauf gegründeten osmanischen Gesellschaft, ich leugne aber, daß die Richtung dieser Entwicklung die Osmanen der europäischen Cultur näher bringen könne und werde. Ich bestreite nicht, daß auf dem Boden des Islam Reformen möglich seien, hinreichend tief gehend, um einem türkischen Reiche, das aus ethnisch homogenen Elementen bestünde, seine Erhaltung zu sichern; auch der Islam hat seine Obscuranten, und dennoch ist auch er entwickelungsfähig; ein Culturhinderniß ist der Korân gewiß genau so wenig und genau so viel wie die Bibel; ich bestreite aber, daß vom culturellen europäischen Gesichtspunkte ein sogar dergestalt reformirtes Türkenreich der Erhaltung werth wäre. Was ich endlich vollends bestreite ist, daß Reformen, so lange das Reich der Osmanen aus so vielfachen, durch Race und Glauben geschiedenen Elementen zusammengewürfelt bleibt, irgend welche culturell praktische Bedeutung erlangen, und zur Lösung der orientalischen Frage durch Erhaltung des Status quo beitragen können. Dieser Status quo, d. h. die Integrität des Osmanenreiches wäre, von den Angriffen eines äußeren Feindes völlig abgesehen, nur durch solche Reformen denkbar, welche die Wünsche sämmtlicher christlichen Unterthanen zu befriedigen, diese mit der türkischen Herrschaft im vollsten Sinne des Wortes auszusöhnen, ihr Streben nach Unabhängigkeit zu ersticken vermöchten. Es ist mir nun ganz unbegreiflich, wie Jemand die Lehren der Geschichte

zu einem solchen Grade vergessen kann, um an die Möglichkeit einer ähnlichen Lösung auch nur einen Augenblick zu glauben. Findet eine Reform des Reiches auf dem Boden des Islam von innen heraus statt, so muß diese, wie ich schon angedeutet, nothwendig auf eine Assimilirung der fremden Elemente lossteuern, und dazu gäbe es, wie Anatole Le Roy Beaulieu sehr treffend bemerkt, ein einziges Mittel, nämlich sie zum Islam zu bekehren.[1]) Gerade ein solcher Weg möchte aber am sichersten von dem erstrebten Resultate abführen, denn auch für einen fortschrittlich entwickelten Islam stehen die christlich-slavischen Völker der Türkei schon viel zu hoch. Es läßt sich mit Sicherheit voraussehen, daß sie einem solchen Ansinnen einen noch heftigeren Widerstand als gegenwärtig der bloß politischen Herrschaft der Osmanen entgegensetzen und ihren Unabhängigkeitsbestrebungen erst recht die Zügel schießen lassen würden.

Vorläufig indeß darf man die Möglichkeit einer Wandlung des Islam und einer Reform des Türkenreichs von innen heraus bloß in der Theorie nicht negieren; in der Wirklichkeit weist nichts auf solch eine bevorstehende, selbstständige Wandlung hin, vielmehr belehren uns die Pfade, welche die Pfortenregierung seit mehr denn Einem Jahre wandelt, daß sie den von Vámbéry in all seinen Gefahren so treffend ausgemalten Weg der Neuerungen beschritten. Es ist wenig erklärlich, daß ein so genauer Kenner des Orients, wie es Vámbéry unzweifelhaft ist, den colossalen Widerspruch nicht merkt, in den er mit sich selbst geräth, wenn er einestheils den auch meiner Ansicht nach sehr richtigen Satz verficht: Asien kann modernisirt, aber nicht europäisirt werden, anderentheils in Einem Athemzuge die junge türkische Constitution als eines der Mittel zur Regeneration des osmanischen Reiches, als die Basis preist, auf welcher die naturgemäße Lösung der Dinge im Orient, worunter er die Erhaltung der türkischen Herrschaft meint, möglich sei. Kann ein solcher Kenner, sage ich, in diesen schweren Irrthum verfallen, so ist es am Ende ganz verzeihlich, wenn die Lehrer der öffentlichen Meinung in unsern Tagesblättern, welche ja keine Gelehrten sind und sein können, nicht inne werden, daß diese berühmte osmanische Verfassung dem eigentlich islamitischen Geiste schnurstracks zuwider ist, daß sie

[1]) Anatole Le Roy Beaulieu. Les réformes de la Turquie (Revue des deux Mondes v. 1. December 1876 S. 516.)

lediglich eine plumpe und ziemlich ungeschickte Nachahmung abendländischer Einrichtungen, nimmer aber das Product einer von innen heraus erfolgten Entwickelung des islamitischen Geistes ist. Mit anderen Worten, hätte es in Europa keine Verfassungen gegeben, die Türken hätten die ihrige nimmer erhalten. Sehr richtig bemerkt ein gründlicher Kenner, Prof. A. Sprenger, von den ersten Arabern: „Dieses Volk hatte alle Elemente zu einer aristokratischen Republik in sich, in welcher die Araber die bevorzugte Kaste, die übrigen Völker die Parias zu sein bestimmt waren, sie kam aber nie zu Stande, weil, wie es scheint, Niemand auf den Gedanken verfiel, eine Kammer von Abgeordneten der militärischen Stämme zu bilden. Wie einfach auch die Maschinerie des Repräsentativsystems ist, so ist sie doch eine Erfindung, die gemacht und durch die Erfahrung verbessert werden muß.“ [1]) Ja wohl, diese Erfindung ist aber von den Islamiten nie gemacht worden, sie widerspricht vielmehr dem islamitischen Geiste, denn sie erfordert, wie der englische Culturforscher Bagehot mit Recht betonte, [2]) den Widerspruch, die Discussion, welche dagegen im Keime schon in den Volksversammlungen der ältesten Aryer erkennbar ist. Indem der Padischah, angeblich aus freiem Antriebe, in Wahrheit aber wegen der Nothwendigkeit vor den Augen Europa's einen großen Coup auszuführen, seinem Reiche eine Verfassung verlieh, von welcher Vámbéry selbst bemerkt, unlängbar seien unter ihren 119 Punkten wohl so manche, welche einer scharfen Kritik unterzogen werden können, so hat der Sultan eben einen Schritt weiter auf jener abschüssigen Bahn der auf die Blendung Europa's abzielenden Neuerungen gethan, für deren Characterisirung Vámbéry vor nur drei Jahren noch folgende inhaltschwere Worte hatte: „Der Staat und die Gesellschaft im moslimischen Asien haben bei ihren Bestrebungen, dem herrschenden Geiste des Abendlandes sich zu assimiliren, theils in Folge des steten Drängens Europa's, theils aber von einer, nur dem Kindesalter einer Gesellschaft eigenen unreifen Denkungsweise in den meisten Fällen sich übereilt und demzufolge das Gebäude nicht beim Grunde, sondern beim Giebel zu bauen begonnen. Bei all den Umgestaltungen des Kriegs- und Staatswesens, der Gesellschaft und des geistigen Lebens, bei Handel

[1]) Sprenger über Kremer's Geschichte der herrschenden Ideen des Islams (Ausland 1868, Nr. 50. S. 1184.)

[2]) Bagehot. Physics and politics. S. 156 ff.

und Gewerbe wird es auf den ersten Blick auffallen müssen, daß es dem Reformator, wie dem zu Reformirenden an Erkenntniß der Grundbedingungen der beiden Civilisationen gebrach, und daß die ganze Kluft unbeachtet blieb, die zwischen den physischen und moralischen Eigenheiten des Orientalen und Occidentalen besteht." [1]) Auguste Choisy hat die nämliche Empfindung fast mit den nämlichen Worten ausgedrückt,[2]) und alle denkenden Beobachter der türkischen Zustände stimmen darin überein. An dieser Wahrheit vermag auch die gegentheilige Versicherung der europäischen Türkenenthusiasten nichts zu ändern. Nun wohl, das Werk des ob seines Patriotismus hochachtbaren, als Staatsmann wie als Denker jedoch gröblich überschätzten Mithad Pascha, des intellectuellen Urhebers dieser Verfassung, ist ein solcher Bau, welcher beim Giebel statt beim Grunde begonnen wurde, und wenn in abendländischen Blättern alles Ernstes die Frage erörtert wird, ob das parlamentarische System in der Türkei überhaupt die Kraft gewinnen werde, der Herrschaft der corrupten Wirthschaft der Stambuler Regierung ein Ende zu machen, so ist dies ein Gebiet, worauf der Ethnograph und vergleichende Culturforscher, kühl bis ans Herz hinan, ihnen nicht zu folgen vermag. Von subjectiven Ansichten und persönlichen Wünschen kann nun die Wissenschaft ein für allemal keine Notiz nehmen. Wenn aber Vámbéry, seine früheren Meinungen über Bord werfend, nunmehr ausruft: „im Großen und Allgemeinen ist die Constitution ein bedeutender Fortschritt auf der Bahn der liberalen Institutionen und ohne Zweifel jenes Mittel, von welchem die politisch-administrative Ordnung der inneren Angelegenheiten am sichersten zu erwarten ist," so muß es gestattet sein, ihm zu erwidern, daß auf Grund seiner eigenen oben angeführten älteren Meinung von einem solchen Fortschritte gar keine Rede sein könne. Viel, ja unvergleichlich scharfsinniger und klarer hat Anatole Le Roy Beaulieu die Sachlage durchschaut, indem er die constitutionelle Regierung vielmehr als einen Gegenstand der Besorgniß für die christliche Völkerschaften der Türkei verkündete,[3]) aus welcher ihnen nimmer

[1]) Vámbéry. Der Islam im XIX. Jahrh. S. 218.

[2]) La Turquie prend en tout la civilisation à rebours. La civilisation turque, c'est un édifice commencé par la toiture et dont les fondements n'existent pas encore. (Choisy. L'Asie mineure et les Turcs en 1875. Paris 1876. 8⁰. S. 115.)

[3]) Revue des deux Mondes vom 1. Dezember 1876. S. 516.

Heil erfließen könne. Seither dürfen übrigens Jene, welche gleich dem Schreiber dieser Zeilen die türkische Verfassung von allem Anfange an als ein colossales Possenspiel auffaßten, sich auf die scharfen Auslassungen Mithad Paschas selbst berufen, welcher dieselbe in die Kategorie der verschiedenen Hatti-Humajuns und sonstigen leeren Versprechen setzte, womit die Pforte das leichtgläubige Europa seit Jahren genasführt hatte. Von allen Versprechen der Verfassung ist keines ins Leben getreten, außer die Inscenirung des parlamentarischen Gaukelspieles in Stambul, welches lebhaft an das egyptische Parlament erinnert, womit der Chedive vor einigen Jahren sein Reich beglückte.

Auf die Frage: wer wird die Ausführung der Constitution garantiren, wer wird das strenge Einhalten der Versprechen überwachen? antwortet Vámbéry: „Erstens ist die gegenwärtige Türkei, an deren Spitze Abdul Hamid steht, von der Türkei Abdul Aziz' und Abdul Medschids, wie dieß die unerwarteten und alle Welt frappirenden Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze zeigen, ein großer, ja wesentlicher Unterschied, trotzdem zwischen beiden Perioden nur eine kurze Zeitspanne liegt." Diesem Erstens läßt Vámbéry ein Zweitens nicht folgen, aber mit Verlaub, was in diesem Erstens gesagt wird, beruht lediglich in dem Kopfe unseres Autors, ist eine leere, durch nichts bewiesene und beweisbare Behauptung. Worin ein Unterschied zwischen der Türkei von heute und der von gestern bestehen solle, sieht Niemand ein und auch Vámbéry theilt uns das Geheimniß nicht mit. Er schrieb diesen Satz, sowie seine ganze Broschüre sichtlich unter dem Eindrucke jener auf dem Kriegsschauplatze errungenen, zwar hoch achtbaren, aber in ihren Wirkungen negativen Erfolge der Osmanen, welche mit den oft staunenswerthen Kraftaufwallungen eines Fieberkranken mitunter kurz vor seinem Hinscheiden am passendsten zu vergleichen sind. Heute, wo die osmanischen Heere auf der Wanderung in die russische Kriegsgefangenschaft begriffen sind, das Türkenreich dem siegreichen Gegner auf Gnade und Ungnade sich ergeben hat, bedarf es Vámbéry's Beruhigung, daß dem türkischen Parlamente die Siege nicht zu Kopfe steigen werden, allerdings nicht mehr. Die Frage nach dem Werthe und der Dauerhaftigkeit der türkischen Verfassung wird indeß dadurch nicht beantwortet. Da die Wissenschaft sich bloß an die vorhandenen Thatsachen halten kann und darf, so sei hier auch die Frage nach dem wahrscheinlichen Bestande oder Nichtbestande jenes culturgeschichtlichen Anachronismus nicht weiter erörtert; nur so viel vermag man mit

Gewißheit festzustellen, daß irgend eine Garantie für die praktische Verwirklichung der in der Constitution gewährleisteten Versprechen nicht im Entferntesten geboten ist. Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich sogleich, daß ein Untergehen der Verfassung in cultureller Hinsicht keineswegs beklagenswerth wäre, der osmanischen Regierung auch durchaus nicht zum Vorwurfe gereichen könnte, sondern vielmehr von einer richtigen Selbsterkenntniß zeugen würde.

Weit ersprießlicher und der wissenschaftlichen Beleuchtung bedürftig ist die Betrachtung der bestehenden Thatsachen. Vámbéry rühmt den populären Scharfsinn, welchen im Parlamente schlichte osmanische Landleute an den Tag gelegt, er rühmt auch — und dies mit Recht — den Biedersinn, die Nüchternheit, fromme Ergebenheit in das Schicksal und unerschütterliche Treue des osmanischen Volkes zu seinem Herrscher. Ueber die vielen guten Eigenschaften des gemeinen Türken sind wohl ziemlich alle vorurtheilslosen Beobachter einig, und man weiß, daß diese trefflichen Eigenschaften wachsen in dem Maße als deren Besitzer mit dem Abendlande, dessen Ideen und Institutionen weniger in Berührung gekommen sind. Alle diese Eigenschaften, wie herrlich und rühmenswerth auch an sich, sind es aber doch nicht, welche das Wesen eines Culturvolkes ausmachen; zu einem solchen fehlt dem Osmanen nicht viel weniger, als so ziemlich Alles, und der Gang des bisherigen Parlamentarismus — freilich noch viel zu jung, um daraus etwa allein ein Urtheil sich zu bilden — bestätigt dies vollauf. Die wenigen Osmanen, welche ihre Stimme erhoben, wandten sich gegen jene Mißbräuche der Regierung, worunter sie in gleichem Maße, wie ihre christlichen Mitbürger, zu leiden haben, und dies thaten sie immerhin noch in glimpflicher Weise, keinesfalls mit den Donnerphilippiken vergleichbar, welche wir erst unlängst aus dem Munde christlicher Abgeordneten zu hören bekamen. Keinem der osmanischen Vertreter fiel es aber ein, einmal den Dingen an die Wurzel zu gehen, den Grund der orientalischen Wirren, die Lage der Christen in der Türkei, einer staatsmännischen Beleuchtung zu unterwerfen. Und dies ist sehr begreiflich, denn kein Moslim kann in der Lage des Giaurs irgend etwas Unbilliges, Reformbedürftiges gewahren. Um dies zu erkennen, müßte er eben nicht Osmane und nicht Moslim sein. Vámbéry behauptet nun freilich, daß die Türkei nicht nur schon seit zwei Decennien die Durchführung der Nationalitäten=Gleichheit angestrebt, sondern daß sie darin auch viel mehr geleistet habe, als andere Staaten, die mit ähnlichen,

Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Zur Unterstützung seiner Ansicht frägt er: „Wie viele muhammedanische Würdenträger in Algier in der Verwaltung der französisch-afrikanischen Besitzung mitzureden haben; wie viele Gouverneure und Commissionäre moslimischen und brahminischen Glaubens in Indien sich an der Spitze der Angelegenheiten befinden, und namentlich wie viele Tataren, Baschkiren, Polen und Juden im Schematismus höherer russischer Würdenträger figuriren? Ihre Zahl ist verschwindend klein, derjenigen gegenübergestellt, die aus dem „Salname“ (officieller Kalender) der Pforte vom Jahre 1877 sich uns darbietet.“ Gewiß, mit dieser Behauptung hat Vámbéry unzweifelhaft Recht; er vergißt bloß die Kleinigkeit, daß dieses Vorwalten des christlichen Elementes in der türkischen Administration einen ganz anderen Grund hat, als das von ihm der Pforte angedichtete Streben nach Durchführung des Princips der Nationalitäten-Gleichheit. Wenn Frankreich, England, Rußland die Araber, Hindu, Tataren, Baschkiren an der Verwaltung nur wenig Antheil nehmen lassen, so erklärt sich dies sehr einfach dadurch, daß letztere den herrschenden Nationen gegenüber ein geistig weniger entwickeltes Element darstellen, aus dessen Mitwirkung an der Regierung ein besonderer Vortheil nicht ersichtlich ist. Umgekehrt sind die christlichen Elemente der osmanischen Verwaltung, und zwar nicht bloß die abendländischen, sondern ganz besonders die griechischen und armenischen, dem osmanischen geistig weitaus überlegen, und indem es dieselben heranzieht, beugt es sich unbewußt vor der geistigen Superiorität dieser Völker; liefert damit eben den stärksten Beweis für meine Behauptung, daß die Türken kein Culturvolk sind. Und daß diese Elemente so ausgiebig herangezogen werden, daran trägt nichts als die bittere Nothwendigkeit Schuld, die Einsicht, daß ohne diese Leute eine Regierung mit einem halbwegs gesitteten Anstriche überhaupt unmöglich ist. Vámbéry preist die Geschicklichkeit der türkischen Diplomatie, welche der europäischen sich überlegen erweisen, erzählt aber in Einem Athem, wie die Mehrzahl der türkischen Vertreter im Auslande, die Staatssecretäre im Ministerium des Aeußeren, im Justizministerium u. s. w. Christen, vorwiegend Griechen und Armenier sind. Da liegt es sicherlich nahe, die behauptete Ueberlegenheit nicht in den Osmanen, sondern in ihren christlichen Organen zu suchen, welche die Arbeit leisten, für die dann ein beliebiger türkischer Würdenträger den Namen herleiht.

Das Zulassen christlicher Elemente in die Regierungskreise beweist

überdieß gar nichts für ein Streben nach Durchführung des Princips der Nationalitätengleichheit, denn es betrifft stets nur einzelne Individuen, keineswegs die unterworfenen fremden Völkerstämme als solche. Diesen gegenüber ist von einem solchen Streben nicht das Geringste zu bemerken, und niemand kann sich darüber verwundern. „Es ist thöricht, sich zu entrüsten," — so werden wir von anderer Seite mit Recht belehrt — „daß in einem Reiche, dessen Rechtssystem bis jetzt ganz und gar dogmatisch-religiöser Natur ist, nicht die Bekenner aller Glaubensbekenntnisse gleichen Rechts sind." Und daran hat bis zur Stunde auch die neue Verfassung nichts geändert, kann sie nichts ändern, weil es nicht genügt, Satzungen einfach niederzuschreiben, zu dictiren, sondern diese müssen auch im Volke in Fleisch und Blut übergehen. Seitdem die Christen und Juden im osmanischen Reiche politisch mit den Muhammedanern gleichgestellt sind und ihre Vertreter in dasselbe Parlament schicken, hat der Begriff „Rajah" thatsächlich nicht aufgehört, wie man uns mitunter weiß machen will. Die Christen sind und bleiben die „Rajah," die „Heerde" und nebenbei die Melkkuh, an deren Brüsten der türkische Staat sich vollsaugte seit Jahrhunderten und sich vollsaugen muß in alle Zukunft, so lange keine Veränderung der gegenwärtigen Verhältnisse eintritt. Wie wenig die Verfassung, von der Vámbéry und so viele mit ihm die Heilung aller Uebel im Osmanenreiche sich versprechen, geeignet ist, den Culturforscher zu befriedigen, geht aus der feindseligen, zum mindesten gleichgültigen Haltung hervor, welche die christlichen Stämme gegen dieselben einnehmen. Gerade sie, die am meisten Ursache haben sollten sich der constitutionellen Concessionen zu erfreuen, wollen nichts davon wissen, weil sie klug genug sind, um zu merken, daß das am Abgrunde stehende Reich auf diesem Wege sich ihrer Mithilfe versichern will, um sich vor dem Untergange zu bewahren, vor dem das osmanische Element es nimmer zu retten vermag. Als Antwort darauf erfolgt das Auflodern des Aufstandes auf der Insel Creta und die Weigerung der Armenier und Griechen Heeresdienste zu leisten. Solche Erscheinungen können den nüchtern beobachtenden und unbefangen urtheilenden Culturforscher nimmer befremden. Das Gegentheil schiene vielmehr wunderbar. Die Prätension der Verfassung, alle Bewohner des türkischen Reiches einfach zu „Osmanen" zu decretiren, ist ebenso ungereimt als unrealisirbar, weil aller historischen Entwickelung zuwider. Seit vier Jahrhunderten, daß die Pfortenmißwirthschaft in Stambul thront, hat es in der Türkei

niemals etwas anderes gegeben, als Ein herrschendes Volk und eine Reihe sklavisch unterworfener Nationalitäten. Glauben, Sitte und Race schufen zwischen ihnen einen mit Haß gefüllten Abgrund, welcher die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes, einer Zusammengehörigkeit an der Wurzel zerstörte. Stets sahen die Osmanen in den nicht moslim'schen Völkern, die sie durch die Kraft ihres Schwertes gebeugt, bloß elende, keines Mitgefühles werthe Hunde, nur gut genug, um den Herren die Stiefel abzulecken und für die asiatischen Faullenzer im Schweiße ihres Angesichts zu arbeiten, und stets blickten die Unterjochten ingrimmig zu den Osmanen als ihren bestgehaßten Gebietern empor. Dieses Verhältniß ist so sehr geschichtliche Thatsache, daß keine weitere Erläuterung nöthig. Niemals haben die osmanischen Sieger es verstanden oder auch nur darnach gestrebt, die Unterjochten an sich zu fesseln und in dem langen Zeitraume von vier Jahrhunderten bei ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der gemeinsamen Heimat zu erwecken, wie es z. B. Frankreich in der halben Frist mit den Elsäßern und Lothringern gelungen. Und nun muthet die neue Verfassung den nämlichen geknechteten Völkerschaften zu, für eine Sache zu bluten, die nicht die ihrige ist, für die Erhaltung eines Reiches und die Herrschaft einer Race, die vom ersten Momente an zum Fluche geworden und wie Mehlthau auf die eigene Entwicklung dieser Völker wirkte!

Was die heutige Verfassung gewährt, hatte der zur Zeit des Krimkrieges in Constantinopel residirende englische Botschafter Lord Recliffe auch schon verlangt. In einer von ihm inspirirten Druckschrift sagt er ausdrücklich: „Es ist bekannt, daß die christliche Bevölkerung eine entwickeltere Bildung besitzt; sie ist thätiger, unternehmender, mit einem Worte energischer." Als Axiom spricht er aus: „Anderthalb Millionen Osmanli können nicht länger in bisheriger Weise gegen 15 Millionen Christen die Herrschaft behaupten." Da man nun nicht gegen sie herrschen kann, ruft der englische Staatsmann, muß man mit ihnen regieren. Die Pforte muß daher die volle politische Gleichstellung aller Racen proclamiren, sie muß selbst so weit gehen, den Christen zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen in die Hand geben. Wenn dies nicht geschieht, wenn Kleinlichkeit und Selbstsucht die Oberhand behielten, dann würden die Osmanli von diesem Boden verschwinden, da sie zur Autorität die Berechtigung, zur gewaltsamen Herrschaft die Macht verloren hätten! Schon der scharfsinnige Freiherr

von Bruck hatte für diese Forderungen keine anderen als die treffenden Worte: „Es ist kaum glaublich, daß ein Mann wie Lord Redcliffe, der bei seiner vierzigjährigen Anwesenheit in der Türkei dieses Land kennen mußte, nicht gewußt haben sollte, von welcher Gluth der Glaubenseifer in diesen Gegenden durchdrungen ist. Und diesem Eifer, den vierhundertjähriger Druck unter den Fußtritten barbarischer Tyrannen nicht löschen konnte, will er die Waffen in die Hand geben zur Beschützung und Vertheidigung seiner Tyrannen? Er kann unmöglich im Ernst verlangen, daß fünfzehn Millionen Christen im Moment des Machtgefühls mit unnatürlicher und darum unmöglicher Resignation eine Herrschaft freiwillig stützen würden, die nach seiner eigenen Ansicht erst jetzt, nämlich in seinem reformirten Staate aus der Barbarei heraustreten müßte, um nicht hinter den christlichen Mitbewohnern allzuweit zurück zu bleiben. Und die Türken selbst, was muthet er ihnen zu, um die Herrschaft zu behaupten? Sie sollen Türken bleiben, aber den Koran wegwerfen, der jeden Andersgläubigen als Rajah zu behandeln gebietet, als eine zur Ausbeutung bestimmte Heerde. Er nimmt also den Türken den einzigen moralischen Halt, den sie in der Religion finden können, und gibt zugleich den an Zahl und Bildung weit überlegenen Christen Amt und Waffen, um die mißachtete Herrschaft zu bewahren!"[1])

Die Naivetät einer solchen Zumuthung findet indeß ihre Parallele in der bei einem Ethnographen geradezu köstlichen Insinuation Vámbéry's, daß die angeblich unglücklichen Opfer türkischer Mißwirthschaft im Grunde genommen bei weitem nicht so bedauernswürdig, nicht so elend und unglücklich seien als erzählt wird. Er folgert dieß aus der Thatsache, daß die bulgarischen Dörfer der europäischen Türkei sich eines gewissen Grades von Wohlstandes erfreuen. Das bulgarische Haus ist nett und rein, die bulgarischen Speicher sind mit Getreide und allem Segen der Natur reichlich gefüllt; der Bulgare selbst und seine Familie sind gut genährt und gut gekleidet. Dieß sind allerdings Thatsachen und schon F. Kanitz, derzeit der gründlichste Kenner der Bulgaren, hat darauf hingewiesen, wie vortheilhaft der Bulgare in jeglicher Hinsicht von seinem osmanischen Nachbar absticht. Allein an diesen relativ günstigen Verhältnissen sind die Türken, Regierung wie

[1]) Memoiren des Baron Bruck aus der Zeit des Krimkrieges. Herausgegeben von dessen Privatsecretär Isidor Heller. Wien, 1877. 8⁰. S. 93–95.

Volk — dieß kann man getrost behaupten — vollkommen unschuldig. Ihren Wohlstand haben die Bulgaren sich selbst geschaffen, durch ihren eignen Fleiß, ihre Intelligenz und ihren hohen Bildungssinn, den alle Beobachter einstimmig, neuestens auch wieder Le Roy Beaulieu,[1]) bestätigen. Was die Bulgaren errungen, sie errangen es nicht durch, sondern trotz der Türken. Und so ist es allerwärts im osmanischen Reiche. Wo die unterjochten Bevölkerungen sich irgend einer Begünstigung erfreuen, dort ist sie der herrschenden Race lediglich abgetrotzt worden, mit oder ohne Beistand auswärtiger Mächte. Wenn Vámbéry zu der Behauptung sich versteigt, der Bulgare sei einmal an den Türken gewöhnt und als Beweis anführt, daß die große Mehrzahl der bulgarischen Colonisten aus Südrußland wieder in die alte Heimath zurückkehrte, so müssen wir zur Richtigstellung dieser Ansicht wieder auf das Beispiel von Elsaß-Lothringen verweisen; bekanntlich sind sehr viele derjenigen, die für Frankreich optirt hatten, dahin doch wieder zurückgekehrt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Mensch in erster Instanz in dem Boden seiner Heimath wurzelt und ein natürlicher Zug ihm manchen, oft schweren Ungemach auf heimathlicher Erde vor den Freuden des Daseins auf fremden Boden den Vorzug geben läßt. Die Rückkehr bulgarischer Auswanderer aus Südrußland beweist daher weder, daß die Leute es dort schlechter hatten als unter der türkischen Herrschaft, noch daß der Bulgare an den Türken gewöhnt sei, sondern einfach, daß die Auswanderer sich nach ihrem Vaterlande, nach den zurückgebliebenen Stammesgenossen sehnten, die von Geburt auf ihre sociale Welt ausmachten.

Vámbéry selbst, trotz allem zur Schau getragenen Optimismus, ist doch zu einsichtsvoll, um sich der Erkenntniß, daß zwischen Osmanen und Nichtosmanen eine tiefe Kluft klaffe und diese so bald nicht verschwinden könne, gänzlich zu verschließen. „Wie," ruft er aus, „Sie wollen den alten Haß, den gerechten Groll des Eroberten gegen den Eroberer, des Unterdrückten gegen den Unterdrücker ignoriren? Sie wollen die Möglichkeit voraussetzen, daß zwischen zwei gleich fanatisch gesinnten Religionen, wo das Rachegefühl des Schwächeren nur durch die Waffengewalt des Stärkeren seit Jahrhunderten niedergehalten wird, ohne Schwierigkeit ein Freundschaftsbund etablirt werde? Nein, ein solcher Sanguismus wäre in keiner Weise berechtigt." Doch, meint

[1]) Revue des deux Mondes vom 1. December 1876, S. 521.

Vámbéry weiter, est modus in rebus. Er glaubt, daß die große Masse der slavischen Unterthanen der Pforte nur von denjenigen ihrer Compatrioten aufgestachelt werden, die aus den Schulen von Nikolajeff. Odessa und Moskau mit russischen Ideen und russischem Gelde heimkehren. Daß diese, von einem Theile der Presse allerdings mit Vorliebe in Umlauf gesetzte Anschauung jeglicher tieferen Begründung entbehre, kann in wissenschaftlichen Kreisen wohl als allbekannt vorausgesetzt werden. Le Roy Beaulieu, der den europäischen Orient mindestens eben so genau kennt, wie Vámbéry, und vor diesem den Vorzug voraus hat, daß er die Südslaven und Rußland noch weit besser kennt, sagt es, von den angeblichen russischen Aufwiegelungen redend, ganz trocken heraus: „Für den, der nur halbwegs die slavischen Länder der Türkei kennt, und wären es auch nur die Ufer der Donau oder des adriatischen Meeres; ist dies ein ganz falscher Gesichtspunkt" (c'est là un point de vue erroné).[1] Und dies wird auch von ehrlichen, wahrheitliebenden Briten bestätigt. H. C. Barkley[2]) erklärt unter anderem, daß er während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Bulgarien niemals einen russischen Emissär begegnete oder in glaubwürdiger Weise von der Begegnung Anderer mit einem solchen vernahm In der That wird es ganz vergeblich sein, ein mit seiner Regierung zufriedenes Volk gegen diese aufzustacheln, und wo solches gelingen kann, dort liegt schon in dieser Thatsache selbst der Beweis, daß Grund zu starker Beschwerde vorhanden sein muß. In den Slavenländern der Türkei liegen nun die Dinge erwiesenermaßen so, daß das Streben nach Befreiung vom osmanischen Joche ein durchaus naturgemäßes genannt werden kann; es bedarf dazu weder russischer Ideen noch russischen Geldes. Letztere können dieses Streben wohl kräftigen, aber nicht erwecken, und wenn Vámbéry die nach Unabhängigkeit ringenden Vorkämpfer der türkischen Slaven „unsaubere und unvernünftige Patrioten" schilt, so ist dies im Munde eines Ungarn doppelt merkwürdig, da ja gerade die Magyaren es nicht scheuten, für ihre Unabhängigkeit, für ihre Befreiung von einem ihnen drückend dünkenden Joche in offenen blutigen Kampf zu treten. Die Ungarn haben ihre Freiheit und Selbstständigkeit glücklich erfochten und erfreuen sich derselben, niemand wagt es aber, ihre Patrioten unsauber und unvernünftig zu

---

[1]) Revue des deux Mondes vom 1. December 1876, S. 509.

[2]) H. C. Barkley. Bulgaria before the war. London 1877. 8°.

nennen. Niemand thut dies auch in Bezug auf jene Männer, welche die Abtretung der italienischen Provinzen von der österreichischen Monarchie anstrebten und durchsetzten. Der ernste, von keiner Parteileidenschaft beeinflußte Culturforscher wird sich auch nicht erniedrigen, solches von jenen zu sagen, welche im noch viel morscheren Osmanenreiche den nämlichen Strebungen Vorschub leisten, welche in Ungarn wie in Italien die Billigung der Mitwelt, ja selbst der früheren Gegner gefunden haben.

Vámbéry fordert, und in der Theorie hat er unbedingt Recht, daß man der Pforte Zeit gönnen müsse, mit ihrer neuen Verfassung das Experiment zu machen, ob sie sich bewähren werde. Ihm ist um den Ausgang dieses friedlichen Kampfes keineswegs bange. Sollten aber die Osmanen, trotz der Thatkraft, die sie in dem blutigen Kampfe ums Dasein bewiesen, auf dem Gebiete des friedlichen Strebens von ihren andersgläubigen Compatrioten überflügelt werden, dann, sagt Vámbéry, haben sie sich selbst dem Untergange geweiht und sind keines besseren Looses würdig. Noch hält er solch hartes Wort nicht für berechtigt, und auch ich will im Interesse der Osmanen wünschen, daß das Seherwort des magyarischen Sprachgelehrten an ihnen sich nicht erfülle. Allein das Verhängniß für die Pforte ist, daß sie die Reformen gar nicht ausführen kann, wenn sie sogar den festen Willen dazu besäße. Die Zeit mit der Verfassung zu experimentiren, kann ihr niemand gewähren, denn man experimentirt nicht mit Völkern. Dazu sind sie ein zu kostbarer Stoff, und wenn auch das Ausland den Osmanen diese Zeit gewähren würde, die Völker selbst warten nicht. Zwar stehen diese noch auf einer niedrigen Gesittungsstufe, aber selbst Vámbéry „will es keinen Augenblick bezweifeln, und wer wollte und könnte dies auch — daß Griechen, Armenier, Bosniaken und Bulgaren der westlichen Bildungswelt sich leichter und schneller nähern werden, als die moslimischen Unterthanen der Pforte. Nur wer sein Auge gewaltsam schließt, wird es nicht einsehen, daß das gemeinsame Band des Christenthumes, sprachliche Verwandschaft und sonstige ethnische oder sociale Analogien dem Werke der Regeneration hier mehr oder häufiger zu statten kommen werden als dort.“ [1]) Gibt Vámbéry selbst dies zu, so hat er damit eigentlich den Osmanen das Urtheil schon gesprochen. Vom gewöhnlichen euro-

[1]) Vámbéry. Der Islam im XIX. Jahrh. S. 309.

päischen Gesichtspunkte ist die Superiorität der christlichen Stämme über die Osmanen ganz unzweifelhaft, der gewissenhafteste Ethnologe wird aber zum mindesten constatiren müssen, daß zwischen beiden ein gewaltiger Unterschied herrsche. Ich lasse hier ganz unerörtert, wer von Beiden höher stehe, sicher ist, daß der Osmane ein anderer Mensch ist, wie der Slave, der Grieche, der Armenier.[1]) Dieses einfache Anderssein genügt aber vollständig, um die türkische Verfassung, diese Nachäffung europäischer Institutionen, von vorne herein zum todten Buchstaben zu verurtheilen. Schaf und Gaul kann man nun einmal nicht vor den nämlichen Karren spannen, mögen beide in ihrer Art noch so ausgezeichnet sein. Taugt die Verfassung für die Osmanen, so kann sie dadurch ipso facto für die Nichtmoslims nicht passen, und wird sie diesen gerecht, so kann sie den Osmanen nicht entsprechen. Diesem culturhistorischen Dilemma vermag die Pforten-Regierung sich niemals zu entwinden; damit ist auch der Werth der gerühmten Verfassung der Türkei präcisirt. Wer von derselben Hoffnungen für die Hebung der Cultur unter dem Osmanenregimente hegt, hat sich die späteren, unfehlbar zu gewärtigenden Enttäuschungen nur selbst zuzuschreiben. Die Lehren der Geschichte in den Wind zu schlagen und statt dessen sich mit vagen Hoffnungen, unbewiesenen Sentenzen und hypothetischen Speculationen auf die Zukunft herumzutragen, kann indeß niemals die Aufgabe eines wissenschaftlichen Beobachters sein.

---

[1]) Sehr richtig sagt Choisy: „Non, le Turc n'est pas, il ne peut être une organisation inférieure; c'est une nature différente de la nôtre c'est un autre homme.“ (L'Asie mineure et les Turcs. S. 93.)

V.

Die Polygamie und die Cultur.

Die Freunde der Türkei, seien es nun aufrichtige oder solche, welche fremden Interessen dienen, die diese Freundschaft erheischen, geben alle rückhaltlos zu, daß die tief einschneidensten Reformen im Osmanenreiche nöthig sind, um dasselbe zu einem erhaltenswerthen Gliede der europäischen Völkerfamilie zu machen. Sie müssen nothgedrungen die Reformfähigkeit der Türkei vertheidigen, jeglichen Zweifel daran bekämpfen, weil sie sonst sich selbst den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Dennoch verhehlen manche denkende Köpfe sich nicht, daß die Sache auf große Schwierigkeiten stoßen werde. „Ein großes Bedenken gegen die Erwartung einer gelingenden Regeneration des türkischen Reiches und gegen die Hoffnung seines Eintrittes in den Kreis höherer Civilisation knüpft sich an die unbestreitbar nachtheiligen Wirkungen der Polygamie." So lesen wir unter anderen in dem Ergusse einer unzweifelhaft turkophilen Feder. Sehr vernünftig macht der Verfasser gegen die Wortführer des jungtürkischen Chauvinismus Front, welche die muhammedanische Polygamie auf dem dunklen Hintergrunde der Prostitution christlicher Länder in ein vortheilhaftes Licht zu stellen versuchen, indem sie diese als eine natürliche und nothwendige Folge der Monogamie darzustellen sich bemühen. Daß diese Meinung grundfalsch, ist allerdings längst erwiesen; weniger bekannt ist, daß die öffentliche Prostitution in muhammedanischen Länder weit ausgebreiteter ist, als man gemeiniglich annimmt. Zwar trifft man, so erzählt uns kein Geringerer als Gerhard Rohlfs, im islamischen Afrika selbst in den großen Volkscentren äußerst selten öffentliche Häuser, und von allen marokkanischen Städten hat nur Mikenes solche; „wer aber tiefer

ins muhammedanische Leben eingeweiht wird, sieht mit Entsetzen, daß die Hälfte der unverheiratheten Weiber sich prostituirt. Durch die Leichtigkeit nämlich, mit der sich der Muselmann unter dem nichtigsten Vorwande von seiner Frau scheiden kann, gibt es in jedem Dorfe, so klein es sein mag, eine große Anzahl von „Hadschela" (Wittwen) oder geschiedenen Weibern, die sich ohne Scheu Jedem preisgeben."[1]) Ich will bei diesem wenig anregenden Thema nicht länger verweilen, kann aber nicht unterlassen, zu betonen, daß allerdings gerade dieses eine der wichtigsten Culturfragen für die eventuelle Neugestaltung des Orients bildet. Die grauenhaften Wirkungen der Polygamie, welche namentlich zur Folge haben, daß höchstens ein oder zwei erstgeborne Kinder mit allen natürlichen Anlagen vorhanden sind, während alle später geborenen Kinder schon mit dem Kainszeichen des Cretinismus auf die Welt kommen und es auch nie verlieren, hat niemand genauer und gewissenhafter geschildert, als der anonyme Verfasser von „Stambul und das moderne Türkenthum."[2]) Die Polygamie ist hauptsächlich daran Schuld, daß nicht bloß die osmanische Bevölkerung vertölpelt, sondern auch, daß sie in rascher Abnahme sich befindet. Wer aufrichtig ist, wird einräumen müssen, daß ein nachweislich verdummendes und zugleich dahinschwindendes Volk an sich kein besonders empfehlenswerther Culturfactor sein könne, und daß eine große Kühnheit dazu gehört, die Erhaltung der Herrschaft eines solchen Volkes als ein Werk der Humanität, ja als der Cultur ersprießlich zu preisen. Jene, welche trotzdem an die „Regeneration" dieses Volkes glauben, erwidern nun allerdings, daß die Polygamie im Oriente nicht unausrottbar sei, daß man annehmen müsse, wie der Kampf ums Dasein auch dort die Monogamie von selbst zur Nothwendigkeit machen müsse. Der ärmere Türke danke heutzutage Gott, wenn er eine einzige Frau ernähren kann. Gewiß, und ich bin sicherlich der letzte, die Möglichkeit zu läugnen, daß die Polygamie im Oriente verschwinden könne. Es frägt sich aber nur, wann. Vorläufig besteht diese Einrichtung die Kleinigkeit von 4000 Jahren, d. h. so lange wir von der Geschichte der asiatischen Völker überhaupt wissen, und der Kampf ums Dasein hat sie bislang nicht zum Aufgeben dieser Sitte genöthigt. Sie haben diesen Kampf bestanden mit der

---

[1]) Gerhard Rohlfs, Reise durch Marokko. Bremen 1869. 8⁰. 2. Aufl. S. 197.

[2]) I. Bd. S. 184—196.

Polygamie, und nichts deutet darauf hin, daß in einer nahen Zukunft die Dinge sich anders gestalten werden. Der arme Türke besitzt freilich nur Eine Frau, weil er nicht mehr ernähren kann, aber immer nur Eine Frau zu gleicher Zeit. Wie viele er hintereinander hat, davon schweigt die Geschichte. Der unbemittelte Muhammedaner, der nicht zwei oder mehrere Weiber heirathen oder gar Sclavinnen kaufen kann, entschädigt sich damit, daß er ein Weib nach dem anderen heirathet. So kommt es vor, berichtet mein trefflicher Gewährsmann Rohlfs, daß ein Mann fünf bis sechs Frauen nacheinander heirathet und verstößt; namentlich wenn er keine Kinder mit ihnen erzeugt, wird die Unfruchtbarkeit immer den Frauen in die Schuhe geschoben, und ist ein guter Vorwand zur Ehescheidung. Manchmal verheirathen sich die geschiedenen Frauen wieder, und so gibt es Kinder, die in einem Hause ihren Vater und eine ihnen fremde Mutter, in dem anderen ihre Mutter und einen ihnen fremden Vater haben. Man kann sich denken, wie zerrüttend dies auf den gesellschaftlichen Zustand einwirkt. „Unsere europäischen Reisenden, fährt Rohlfs fort, werden freilich selten dergleichen gewahr; wer aber, wie ich, als Muselmann selbst betrachtet und in alle häuslichen Sitten und Gebräuche ohne Scheu zugelassen wird, erblickt die Dinge mit anderen Augen." [1]) Auch Hamilton erzählt von der Oase Audschila, daß es Männer gebe, welche 20—30 mal hinter einander geheirathet hätten und man sich eine Frau für den billigen Preis von 8 bis 10 Thaler verschaffen könne. Diesen raschen Wechsel der Frauen hinter einander gestattet dem Moslim bloß die Polygamie; dem Geiste der Monogamie, welche in der Frau die Lebensgefährtin des Mannes erblickt, ist er durchaus zuwider. Nicht die Thatsache, daß der arme Moslim factisch nur Ein Weib besitzt, sondern in welchem Geiste er sie besitzt, darauf kommt es allein an. Und da wird nun jeder Unbefangene sich gestehen müssen, daß von einer Aenderung der orientalischen Denkweise gerade in diesem Punkte nicht das Leiseste zu bemerken ist.

Gar niemand hat dies scharfsinniger und köstlicher ausgedrückt, als gerade Vámbéry selbst, dem es heute beliebt, zu vergessen, was er vor drei Jahren geschrieben. Ihm zufolge kennzeichnet die Tiefe der osmanischen Neuerungen am besten der Umstand, „daß alle die häuslichen Reformen und scheinbaren Sittenveränderungen nur an dem

---

[1]) Rohlfs, a. a. O. S. 198.

Manne, als an jenem Theile der Gesellschaft, welcher mit der Außenwelt verkehrt, nur im Selamlik, als in jenem Theile des Hauses, der dem fremden äußern Einfluß zugänglich ist, bis jetzt vorgenommen werden konnten. Die Frau und derjenige Theil des Hauses, den sie bewohnt, nämlich der Harem, hat bis jetzt, trotz der Aenderungen eines halben Jahrhunderts noch immer den alten, primitiven, orientalischen Charakter bewahren können. Ob Türkin, Perserin oder Mittelasiatin, ist das weibliche Geschlecht der Islamwelt selbst kein Haar breit von der alten Tracht, von den alten Sitten und von der alten Lebensweise gewichen, und so wie die Frau in ihrem Straßenanzuge sich noch immer Kopf und Gesicht mit einem Schleier verhüllt, noch immer in sackähnlichen, plumpen, weiten, geschmacklosen und gefälligkeitsunterdrückenden Kleidern umhergeht, eben so herrschen in den einzelnen Gemächern des Harems noch immer jene Anstandsregeln, jene Gewohnheit, ja jener Geist, der seit Jahrhunderten als speciell orientalisch bekannt ist. Hier ist noch immer die von albernen Lebensbegriffen, von Aberglauben und von auffallender Bornirtheit strotzende Lebensphilosophie der alten Matronen und der aus Afrika importirten Negerinnen vorherrschend, und die Frauen eines vornehmen und reichen Türken oder Persers, sie mögen in alle Luxusstoffe der europäischen Industrie gehüllt einhergehen, ihre Männer mögen als die berühmtesten Reformatoren gelten und an der Spitze der staatlichen Angelegenheiten sich befinden, sind, was ihre geistigen Fähigkeiten betrifft, von ihren Geschlechtsgenossen auf der Steppe im tiefen Asien nur wenig verschieden. Der Harem verlacht und verspottet so manchen Schritt, den die Männerwelt auf dem Felde der Neuerungen macht. Der Harem ist noch immer zugänglich den fanatischen Lehren der Mollahwelt, und dies ist um so schlechter, und um so mehr hindernd für den eigentlichen Fortschritt und die Umgestaltung der Dinge, da das muhammedanische Kind die ersten Jahre seines Lebens eben im Harem verbringt, die dort herrschenden Ansichten mit der Muttermilch einsaugt, derselben sich später nur schwer entledigen kann oder, wie es die Verhältnisse zeigen, sich ihrer oft auch nie entledigt. Ich spreche hier aus persönlicher Erfahrung, indem ich mich erinnere auf den Kampf, den ich seinerzeit zu bestehen hatte, als ich türkische Kinder und Jünglinge in einen oder den andern Zweig der europäischen Wissenschaft einführen wollte. Was ich den Jungen oft den ganzen Tag hindurch über die Elementarbegriffe der Geographie, Physik und Geschichte beigebracht habe, das

hat der Aufenthalt einer einzigen Stunde im Harem gründlich zerstört und entwurzelt. „Meine Mutter, meine Tante N. N. und die Dada N. N. behaupten, daß dies oder jenes, was du mir gesagt hast," so äußerte sich der Knabe, „ganz unrichtig und lächerlich wäre. Sie haben das Erdbeben, den Blitz, Sonnen- und Mondfinsterniß mir in einer andern, schönern Weise ausgelegt, als du. Sie meinen, in der Sprache der Franken könne es keine Wissenschaft geben, weil dies gottlose Ungläubige wären, die keinen Koran haben" u. s. w. Und was die Mutter, die Tante und die Dada sagt, hat natürlich auf das kindliche Gemüth viel mehr Einfluß, als die Worte des Lehrers vom fremden Lande, ja selbst als die Rathschläge des eigenen Vaters. Kein Wunder daher, wenn der Harem nicht nur mir in meinen persönlichen Bestrebungen störend in den Weg trat, sondern wenn er auch den ganzen reformatorischen Impuls vielseitig lähmt und vereitelt." [1]) Ich sage nun, möglich mag es sein, daß dereinst der Vorzug abendländischer Cultur und die Nothwendigkeit der Assimilirung an unsere Weltanschauung im innersten Kreise des muhammedanischen Familienlebens, nämlich im Harem Wurzel fasse; wahrscheinlich ist es aber nicht, ja sogar sehr unwahrscheinlich. Und wenn auch, so wird jedenfalls — nichts berechtigt zu einer anderen Annahme — noch eine unabsehbare Zeit darüber verstreichen, eine Zeit, welche vollkommen genügt, damit inzwischen die Wirkungen der jetzigen socialen Einrichtungen das rasch und naturgemäß immer rascher abnehmende Volk der Osmanen geräuschlos vom Boden Europa's hinwegräumen.

---

[1]) Vámbéry, der Islam im XIX. Jahrh. S. 92 94.

VI.

Die Sprachenfrage.

In meiner „Culturgeschichte“[1]) habe ich gezeigt, daß die sogenannte „Regeneration“, die „Wiedergeburt“ eines Volkes ein Unding, ein non-sense ist, von dem der Culturforscher nicht sprechen dürfe. Ein solches Ding wie eine Wiedergeburt gibt es in der ganzen Natur bekanntlich nicht; es ist nur hohles Schlagwort, und diejenigen, welche dasselbe mit Vorliebe im Munde führen, wären in der größten Verlegenheit, ein solches „wiedergeborenes“ Volk nennen zu müssen. Völker und Staaten sind Naturproducte, entstehen, wachsen, altern und sterben wie die Individuen, werden daher eben so wenig wiedergeboren wie diese. Ich muß mir demnach, bis ich eines Besseren belehrt werde, die Erlaubniß erbitten, an eine „Regeneration“ der Osmanli eben so wenig glauben zu dürfen, wie an jene irgend eines beliebigen Volkes. Solchen, welche die Lehren der Culturgeschichte nicht genug würdigen, um die Schalheit dieses Schlagwortes klar zu durchschauen, welche also noch so naiv sind an eine „Regeneration“ des türkischen Reiches zu glauben, scheint zu einer solchen noch eine Hauptbedingung zu gehören, welche sich auf die türkische Sprache bezieht. Da sie die „Regeneration“ der Türkei nicht anders verstehen, als in der rückhaltlosen Annahme der abendländischen Gesittung, so verlangen sie die Abschaffung der arabischen Schrift und deren Ersetzung durch die lateinische. Ich weiß nicht, ob man sich beim Niederschreiben dieser Forderung dessen klar geworden ist, was da eigentlich verlangt wird. Gewiß, wer sich jemals mit einer der Sprachen beschäftigt hat, die mit arabischen Lettern ge-

[1]) Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürl. Entwicklung. Augsburg 1877. 8⁰. II. Bd. S. 483.

schrieben werden, der weiß, was es heißt, auch nur fließend sie lesen und schreiben gelernt zu haben. Diese doppelte Kunst setzt eine längere Beschäftigung voraus und die Vollkommenheit darin begründet schon den Ruf eines halben Gelehrten. Man erkennt leicht die politische Bedeutung dieses Hindernisses und die Nothwendigkeit seiner Beseitigung; das Schlimme daran ist nur, daß diese Beseitigung nicht denkbar, nicht ausführbar ist. Weiß man denn nicht, daß die Wahl der Schrift keine willkürliche ist, daß jedes Volk sich jener Schrift bedient, welche seine Sprache erfordert. Prof. Friedrich Müller, der berühmte Wiener Linguist, hat unwiderleglich erwiesen, daß überall die Abhängigkeit der Schrift von der Beschaffenheit der Sprache und Vorstellungsmasse, zu deren Darstellung sie verwendet werden soll, ganz offen zu Tage tritt.[1]) Namentlich ist die Buchstabenschrift von der Entwicklung der Sprache abhängig.[2]) Wer sich je mit Transscriptionsversuchen orientalischer Idiome befaßt hat, ist dieser Wahrheit sich längst inne geworden, und wer z. B. in der geographischen Literatur der europäischen Nationen, die sich doch fast alle der lateinischen Lettern bedienen, die Ungeheuerlichkeiten zu beobachten Gelegenheit hat, welche bei der Transscription orientalischer Namen und Wörter vorkommen, der muß zu der gedachten Forderung unwillkührlich den Kopf schütteln. Einzelne Laute des Türkischen, wie das ع, غ, ق, ض, ش, sind gar nicht mit lateinischen Lettern wiederzugeben, wie ja auch für manche Laute des Russischen lateinische Aequivalente nicht zu finden sind. Hat es seinen guten Grund, warum das Russische, doch eine arische Sprache, bei den cyrillischen Lettern beharrt, um wie viel mehr erst das Türkische mit seinem, unseren arischen Idiomen so ferne stehenden Sprachgeiste. Das Verlangen nach Annahme der lateinischen Schrift läuft in letzter Instanz auf gründliche Modificirung der türkischen Sprache hinaus, was wiederum nur das Werk langer Zeiträume sein kann. Daß die Annahme der lateinischen Schrift dieser Modification nicht vorangehen, sondern nur eine Folge derselben sein könne, haben die Japaner scharfsinnig erkannt; deßhalb trugen sie sich einen Augenblick mit dem freilich eben so unausführbaren, aber jedenfalls rationelleren Gedanken, ihre Sprache ganz aufzugeben und dafür das Englische anzunehmen.

---

[1]) Friedrich Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft. Wien 1876. 8⁰. I. Bd. S. 152.

[2]) A. a. O. S. 175.

Die Schriftreform wird für das Türkische also hauptsächlich aus politischen Motiven postulirt. Es ist eine wohlklingende, männliche Sprache, die durchaus nicht im Absterben begriffen ist. Vor der neugriechischen, welche angeblich allein mit ihr concurriren könnte und ihr literarisch freilich weit voraus ist, vindicirt man ihr unter anderen den Vorzug ihrer Grammatik und ihres Wohllautes und kräftigen Klanges. Ohne diese Eigenschaften des Türkischen zu bestreiten, ist doch zu bemerken, daß dieselben nicht ausreichen zu der Aufgabe, welche man ihm trotz seiner unbedeutenden Literatur stellen möchte. Die neugriechische Sprache, in welcher neuerdings zahlreiche wissenschaftliche Werke in Uebersetzungen aus allen europäischen Sprachen erscheinen, wird zwar, so meint man, nach aller Wahrscheinlichkeit die allgemeine Vermittlerin geistiger Bildung in der Levante werden, was gegenwärtig die französische ist, schwerlich aber die national-politische Sprache eines „regenerirten" türkischen Reiches. Diese Stellung gebühre der türkischen. Ganz unzweifelhaft. So lange die Sultane in Stambul thronen, wird das Türkische das national-politische Idiom bleiben, zu dessen Erlernung die griechischen und slavischen Unterthanen sich eben bequemen müssen. Nur wird der Culturhistoriker diesen Zustand nicht anders auffassen, als die gegenwärtige Herrschaft des Magyarischen im heutigen Reiche der Ungarn, welche, nebenbei gesagt, soeben ein englischer Ethnologe als ächte Türken nachweist.[1]) Die politische Nothwendigkeit mag eine solche Herrschaft des Türkischen wie des Magyarischen erheischen; zu dem Culturwerthe dieser Sprachen wird man ein breites Fragezeichen machen müssen. Dabei ist das Magyarische noch im Besitze einer Literatur, mit welcher die Türkische, hinsichtlich ihres Gehaltes, sich nicht messen kann, und besitzen die Magyaren eine Anzahl hoch angesehener Gelehrten und Forscher auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, wovon in der Türkei gar keine Spur vorhanden. Dennoch wird wohl niemand, der nicht durch magyarische Brillen schaut, die politische Herrschaft des Magyarischen, des Idioms nur eines Drittels von der Gesammtbevölkerung des ungarischen Staates, als culturell segenbringend begrüßen können. Nun erst gar in der Türkei, wo dem culturell völlig bedeutungslosen Idiome der Osmanen die mächtig aufstrebenden Sprachen der Griechen und Slaven gegenüberstehen.

[1]) Henry Howorth im **Geographical Magazine** vom August und November 1877.

Ueber die hohe Bedeutung der neugriechischen Sprache und Literatur kann jeder Gebildete heute eine sehr richtige Vorstellung sich machen, seitdem Hr. Rangabé uns mit einer französisch geschriebenen und sehr sorgfältig gearbeiteten Geschichte der neugriechischen Literatur erfreut hat, weshalb ein näheres Eingehen auf dieses Werk[1]) hier wohl am Platze erscheint. Hr. Rangabé, unseres Wissens Professor an der Universität in Athen, entstammt einer Familie, aus welcher sich mehrere Sprossen in der neueren Literatur ihres Vaterlandes hervorgethan haben, darunter zumeist Alexander Rizo Rangabé und dessen Vater Jakob Rizo Rangabé, der Uebersetzer Racine's. Das Werk ist sehr fließend und übersichtlich geschrieben und gewährt einen leichten, anziehenden Ueberblick über alle Zweige der neugriechischen Literatur, in Dichtung und Wissenschaften, auch die periodische Presse nicht ausgeschlossen. Es geht dadurch über den Rahmen einer Literaturgeschichte im engern Sinne hinaus und wird theilweise zu einer Culturgeschichte, namentlich aber zu einer förmlichen Bibliographie alles dessen, was in neugriechischer Sprache geschrieben oder in dieselbe übersetzt worden ist, und diese Uebersetzungen aus allen Zweigen der Literatur und aus allen Sprachen sind überaus zahlreich. Eine Literaturgeschichte im engeren Sinne ist es in denjenigen Theilen, welche die Belletristik in Prosa und Vers behandeln, und das sind die dem Umfange nach überwiegenden. Der zweite Band ist fast ganz der neugriechischen Dichtung in ihren verschiedenen Zweigen und Schulen gewidmet, eben so ein guter Theil des ersten Bandes. Das Werk zerfällt in zwei Theile; Die Zeit des unterjochten und die des freien Griechenlands (la Grèce asservie und la Grèce libre). Die erste Periode beginnt mit dem Falle Constantinopels im Jahre 1453, welcher auch für die griechische Literatur und Wissenschaft so verderblich wurde, indem er die Stätten der Bildung zerstörte, den Fluß der Literatur unterbrach und die Sprache verwildern ließ. Die Dichtung hatte in dieser schweren Zeit sich zu den Klephten geflüchtet, welche in den Bergen ihre Unabhängigkeit gegen die türkischen Oberherren Griechenlands vertheidigten. Der Verfasser beginnt denn auch seine Literaturgeschichte mit den Klephten-Liedern, von denen er einige dem Inhalte nach mittheilt. Diesen Vorgang hält er auch bei der späteren Dichtung ein; er charakterisirt

[1]) A. R. Rangabé. Précis d'une histoire de la Littérature Néo-héllenique. Berlin. S. Calvary & Co. 1877. 8⁰. 2 Bde.

die Dichter kurz und gibt dann den Inhalt ihrer bedeutendsten Werke an; bei einigen Dichtungen theilt er auch übersetzte Proben in gebundener oder ungebundener Rede mit. Auf die Klephten-Lieder folgen im ersten Buche die kretischen Dichter aus der Zeit, da Kreta noch venetianisch war, dann die Prosa-Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Das zweite Buch behandelt unter der Ueberschrift „Rückkehr zum Leben" die Zeit von 1700—1800; dann folgt im dritten Buche das Wiedererwachen, die „Renaissance," von 1800—1821, also bis zum Beginne des griechischen Unabhängigkeitskampfes. Dieses Buch eröffnet ein Abschnitt über die neugriechische Schriftsprache, ihre Begründer, voran Korais, und ihr Verhältniß zur altgriechischen Sprache. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts theilte sich die griechische Schriftstellerwelt in zwei Lager: die Hellenisten, welche nur das classische Altgriechisch als Schriftsprache gelten lassen wollten, und die Anhänger der Volksmundart, welche auch in dieser schrieben und deren Ausartungen oft noch übertrieben. Durch die Bemühungen des in Frankreich gebildeten Korais und seiner Mitstrebenden wurde die Sprache der gebildeten Klassen zur Schriftsprache. Der Verfasser sagt von derselben: „Vom Altgriechischen sich nur durch gewisse Variationen des Ausdruckes und einen geringeren Formenreichthum unterscheidend, wollte sie nicht ganz zu ihrer Quelle zurückkehren, aber sich derselben so viel als möglich nähern. Sie reinigte sich von Tag zu Tag mehr von der Kruste, mit welcher sie Jahrhunderte der Barbarei bedeckt und entstellt hatten, und wurde zu einem gereinigten, biegsamen Idiom, das einer großen Entfaltung fähig ist und sich ins Unendliche aus dem altgriechischen Sprachsatze zu bereichern vermag, ein rein griechisches Idiom, welches ein altgriechischer Schriftsteller zwar nicht schreiben, aber leicht verstehen würde."

Neben dem Griechischen, dessen Bedeutung von keinem Einsichtigen mehr geläugnet wird, erhebt sich im Norden die Sprache der Bulgaren, welche die weitaus größte Menge der heute noch türkischen Slaven ausmachen. Aber nicht nur eine eigenthümliche, selbstständige Sprache besitzen die Bulgaren, sondern auch eine zwar junge, aber vielversprechende Literatur. Es ist ganz unglaublich, welche dichte Unwissenheit in Bezug auf die Bulgaren noch die meisten Gebildeten zur Schau tragen, voran manche tonangebende Blätter Englands, welche dann diesseits des Canals willige und gedankenlose Nachbeter finden. Sind die Bulgaren als Volk selbst erst seit kurzem so zu sagen entdeckt wor-

den — denn zur Zeit des Krimkrieges wußte man von ihnen noch nichts, — so darf es uns auch gar nicht überraschen, wenn wir jetzt die zweite, manchen vielleicht unliebsame Entdeckung machen, daß dieses dermalen rein slavische Volk auch eine eigene Literatur zu besitzen sich erdreistet. Diese Literatur erstreckt sich nicht bloß auf alte Volkslieder, Heldengesänge,[1]) welchen die Osmanen nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben, sondern auch auf Schriften, welche die Aufklärung des Volkes zu ihrer Aufgabe machen und im besten Sinne des Wortes nationale genannt werden dürfen. Diese Literatur reicht mit ihren Wurzeln bis ins vorige Jahrhundert zurück, nahm aber erst seit 1824 einen lebhafteren Aufschwung und hat heute eine genügende Höhe und Umfang erreicht, um allen geistigen Strebungen des Volkes kräftigen Ausdruck zu verleihen. Nährt sie, wie begreiflich, sich auch noch vielfach vom Geiste des Abendlandes, so hat sie doch originelle Dichter, Novellisten, selbst Dramatiker aufzuweisen, die man bei den Osmanen vergeblich suchen würde. In wissenschaftlicher Hinsicht hat aber die bulgarische Literatur, trotz ihrer Jugend, die türkische schon überflügelt. An philologischen Schriften leiden die Bulgaren keinen Mangel, und die populäre und Schulliteratur, meist Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Russischen, ist sehr umfangreich. Einen Gelehrten vom Range Marie S. Drinov's, dessen historische Forschungen durchaus den Geist europäischer Kritik und Gediegenheit athmen, besitzen die Osmanen in dem ganzen Heere ihrer herzlich unbedeutenden Schriftstellerwelt nicht. Die neubulgarische Literatur weist jetzt über 800 Bücher und 51 Zeitschriften auf. „Eine gewisse Unreife, die in der unvollständigen oder einseitigen Bildung der meisten Schriftsteller ihren Grund hat — so urtheilt der geistvolle Constantin Jos. Jireček, dessen Geschichte der Bulgaren eine neue Aera der Forschung eröffnet — läßt sich der jungen Literatur wohl nicht absprechen; dagegen berechtigen die Originalarbeiten der letzten Jahre zu großen Hoffnungen für die Zukunft.“[2])

Obwohl deutscherseits schon vieles geschehen ist, um in die wahren Verhältnisse des Bulgarenvolkes Licht zu bringen, so kann die Völker-

---

[2]) Jireček, Geschichte der Bulgaren. Prag 1876. 8⁰. S. 573.

kunde doch nicht oft und eindringlich genug auf die schweren Irrthümer hinweisen, welche immer noch über die Bulgaren im Umlauf sind und sogar noch verbreitet werden. Dieß ist ihre Pflicht um so mehr, als vom Auslande her mitunter die schamlosesten Zumuthungen an die Leichtgläubigkeit des Publikums gestellt werden. So brachte z. B. im December 1876 die „Morning Post" einen in die deutsche Presse übergegangenen Aufsatz, worin sie erklärt die Forderung, die bulgarische Mundart zur Amtssprache in Bulgarien zu erheben, sei albern und unhaltbar. Sie verletze die Einheit des Reiches und sei eine unverdiente Beschimpfung gegen andere, die Bulgaren an Bildung und Gesittung weit übertreffende (welche sind dieß?) Volksstämme. Außerdem sei damit nicht einmal für die Bulgaren selbst etwas gewonnen. Sowie es sicherlich keine Gegend gäbe, welche „Bulgarien" (im Sinne der Erdkunde) genannt werden könne, so stehe es noch weit mehr fest, daß, abgesehen von dem in einer rohen und ungebildeten Bevölkerung gesprochenen Dialect, eine „bulgarische Sprache" erst noch entstehen müsse (!!). Das sogenannte Bulgarische sei eben ein Dialect wie die unzähligen Mundarten Englands, Spaniens, Frankreichs, Hollands, ja Rußlands selbst (!!). Von den vielen Mundarten, die in der europäischen Türkei gesprochen werden, könnten nur zwei, das Türkische und Griechische, als eigentliche Sprachen bezeichnet werden (!!). Wenn in der sogenannten Bulgarei die türkische Sprache bei Seite geschoben werden solle, so sei die griechische am meisten berechtigt, an deren ersteren Stelle zu treten. Denn eine Menge von Bulgaren spreche griechisch, eine vielleicht noch viel größere Anzahl türkisch. Nur die Bauern und die ungebildeten Bulgaren beschränken sich auf die bulgarische Mundart. Unter denjenigen gebildeten Bulgaren, welche panslavistischen Bestrebungen huldigen, sei es dagegen üblich, die Kinder Russisch lernen zu lassen. Das Bulgarische sei überhaupt erst in den Schulen, und zwar mit einer gewissen Krampfhaftigkeit, getrieben worden, seit durch die Ränke Ignatieffs der vollständige Bruch zwischen der „bulgarischen Kirche" und dem griechischen Patriarchat eingetreten sei. Lange bevor aber die solchergestalt in den Schulen gelehrte bulgarische Mundart sich weiter entwickelt haben könne, würden die ferneren Pläne der Panslavisten zur Reife gelangen, und wenn bis dahin, ihrer Erwartung nach, die türkische Macht hinlänglich geschwächt sei, würden die Bulgaren dann in den Stand gesetzt werden, sich der russischen Herrschaft und der russischen Sprache zugleich zu erfreuen."

Die Gelehrten der „Morning Post," welche offenbar von slavischen Dingen so viel verstehen, wie vom Manne im Monde, wissen also nicht, daß die „obscure Mundart," welche nach ihrer Ansicht zu einer „bulgarischen Sprache" erhoben werde zur Benachtheiligung der anderen christlichen Völkerschaften (!), eine völlig selbstständige Sprache ist so gut wie das Englische, in welchem sie diesen blühenden Unsinn schrieben, und daß sie eine lange Geschichte hinter sich hat, die sie bei Jireček nachlesen können. Sie wissen aber auch nichts von den Geschicken und der Bedeutung des Bulgarenvolkes, das sowohl an Zahl wie an geistigen Anlagen die meisten übrigen Völker der illyrischen Halbinsel überragt. Das Urtheil über die Bulgaren kann wohl, soll es Anspruch auf wissenschaftlichen Werth besitzen, nur aus lauteren Quellen geschöpft werden, zu denen die Kriegscorrespondenten politischer Zeitungen gewiß nicht zu zählen sind; denn abgesehen von der Rücksicht, welche sie auf die Parteistellung ihres Blattes zu nehmen haben, ist es gar nicht ihres Amtes, ethnographische Studien zu treiben und fehlt ihnen hierzu, selbst wenn sie es wollten, die nothwendige Zeit. Ihre sehr oberflächlichen Eindrücke sind deßhalb nimmer im Stande die Urtheile solcher Männer umzustoßen, welche wie z. B. F. Kanitz bei einem vielfach wiederholten oder langjährigen Aufenthalte im Lande selbst das Studium des Volkes im Auge hatten. Die wohlbegründeten Urtheile lauten nun übereinstimmend ganz in eben oben bezeichnetem Sinne und fehlt es auch nicht an englischen Stimmen, welche in der gleichen Richtung sich äußern und der Wahrheit die Ehre geben. Der Engländer Barkley, welcher mehrere Jahre in Bulgarien zubrachte, erklärt, die Bulgaren besäßen nicht die Eigenschaften einer hochcivilisirten Race, es sei aber ein Irrthum, sie als häßlich, dumm, niedrig und undankbar zu schildern. Weder physisch noch moralisch könne man den Bulgaren, welche Redensart man auch anwende, in Wahrheit ein verkommenes Wesen nennen. Die Bulgaren sind vielmehr ein fleißiges und unverdrossenes Volk, bestehe die Arbeit nun im Pflügen des Feldes oder im Herstellen eines Eisenbahndurchschnittes, sei es im Studiren in einer Dorfschule oder in jener wunderbaren Institution, im Robert's College zu Constantinopel.[1])

---

[1] Siehe darüber H. C. Barkley. Bulgaria before the war. London 1877. 8⁰.

Es schien mir äußerst wichtig, bei diesem Punkte zu verweilen, weil er zur richtigen Auffassung der Culturverhältnisse in der Türkei durchaus nothwendig ist, und weil noch viele Gebildete den Irrthum theilen, als ob das Türkische auf der Balkan-Halbinsel wirklich nur die griechische Sprache als alleinigen concurrenzfähigen Rivalen besäße. Dem ist aber nicht so. Die hohe Bedeutung des Neugriechischen habe ich schon oben gewürdigt; es läßt sich aber mit Sicherheit aussprechen, daß dasselbe seine Rolle als allgemeiner Vermittler geistiger Bildung wohl in der Levante, niemals aber bei den jetzt noch türkischen Slaven spielen wird. Dazu sind Sprache und Literatur dieser Völker schon viel zu weit fortgeschritten, viel zu selbstständig entwickelt; jedenfalls überragen sie jetzt schon an Bedeutung um ein sehr Beträchtliches Sprache und Literatur der Osmanen. Das Türkische besitzt demnach nicht Einen, sondern zwei gleich starke, gleich berechtigte Nebenbuhler, und daß es im Kampfe ums Dasein mit diesen beiden den Sieg davon trage, ist mehr als problematisch.

VII.

Bevölkerungsverhältnisse.

Die Sprachenfrage führt ganz naturgemäß zur Erörterung der nicht minder wichtigen Bevölkerungsfrage, welche in gewisser Hinsicht die Ausschlag gebende ist. In meiner Schrift „Die Türkei im Kampfe mit Rußland" habe ich ein ganzes Capitel der türkischen Bevölkerungsstatistik gewidmet und kam nach Prüfung der bis dahin bekannt gewordenen Ziffern zu dem Ergebnisse, daß die Gesammtbevölkerung des effectiven osmanischen Reiches, d. h. der wirklichen Provinzen in Europa und Asien, also Rumänien, Serbien und Montenegro, dann alle afrikanischen Länder abgerechnet, etwa 20—21 Millionen Menschen betrage. Von dieser Ziffer entfielen nach meiner approximativen Berechnung 12—13 Millionen auf die asiatische und 8 Millionen und vielleicht darüber auf die europäische Türkei. [1]) Von letzterer Zahl sind nur etwa $3^1/_2$ Millionen (genauer 3,585,000) Moslims, während Asien mit Ausnahme der Griechen an der kleinasiatischen Küste, der Armenier und der syrischen Christen, durchweg muhammedanisch ist. Seither sind zwei sehr eingehende statistische Arbeiten über die Türkei erschienen, und ich habe die Freude, im Großen und Ganzen meine damaligen Aufstellungen vollauf bestätigt zu sehen. Die ausgedehntesten Studien über die türkische Statistik [2]) verdanken wir Hrn. Alfred Ritter zur Helle von Samo, früheren k. u. k. österreichischen Cavallerie-Major und Militär-Attaché in Constantinopel. Derselbe ist vor einiger Zeit

[1]) Hellwald. Die Türkei im Kampfe mit Rußland. Augsburg. 1877 8⁰. S. 17—18.

[2]) A. Ritter zur Helle von Samo. Die Völker des osmanischen Reiches. Wien 1877. 8⁰.

zum Islam übergetreten und bekleidet jetzt, so viel ich weiß, eine höhere Charge in der osmanischen Armee. Da ich mit dem Genannten früher oft persönlich zu verkehren das Vergnügen hatte, so glaube ich wohl versichern zu können, daß lediglich Ueberzeugung und Begeisterung ihn in die Arme des Islam und in die Reihen des türkischen Heeres getrieben. Seine Ziffern sind also durchaus unverdächtig, d. h. man kann ihm gewiß nicht die Absicht zumuthen, Ungünstiges für die Türken aussagen zu wollen. Nun wohl, das Ergebniß seiner sehr sorgfältigen und detaillirten Zusammenstellungen lautet:

Unmittelbare Provinzen	Moslims	Nichtmoslims	Summe
in Europa . . .	3,833,209	5,200,222	8,148,831
asiatische Türkei . .	11,426,075	1,854,234	14,280,291
Zusammen . .	15,259,284	7,054,456	22,429,291

Wie man sieht, entfernen sich diese Ziffern sehr wenig von meinen eigenen Berechnungen. Die Zahl der Moslims in Europa nimmt er um etwas höher an, als ich es that, doch ist die Differenz nicht geeignet, irgendwie ins Gewicht zu fallen. Als nunmehriger „Osmane" hat sich zur Helle selbstredend jeder Untersuchung über die Nationalität dieser 3,833,209 europäischen Moslims enthalten, von welchen bekanntlich ein großer Theil gar keine Osmanen, sondern zum Islam bekehrte Slaven und Albanesen sind. Die wirklichen Osmanen, die eigentliche herrschende Race, welche alle übrigen in den Staub trat, schätzte man in Europa vor dem jetzigen Kriege auf höchstens anderthalb Millionen Köpfe, und jetzt sind es ihrer sicherlich nicht mehr geworden. Auch sonst im übrigen Türkenreiche bilden die Osmanen die entschiedene Minorität und zur Helle steht nicht an, zu erklären, daß die übrigen Nationalitäten des Reiches, welches er freilich in seiner ganzen fictiven Ausdehnung über drei Erdtheile faßt, die eigentlichen Osmanen zwanzigmal an Zahl übertreffen. Das Nationalitäten-Verhältniß hat nun ganz besonders die sehr lesenswerthe Arbeit E. G. Ravensteins [1]) über die Bevölkerung Rußlands und der Türkei berücksichtigt. Der bekannte Londoner Geograph schätzt die Volksmenge des osmanischen Reiches in Europa, d. h. der unmittelbaren Provinzen, dann in Asien etwas höher, nämlich auf nahezu 26 Millionen.

[1]) E. G. Ravenstein. The populations of Russia and Turkey (im Journal of the Statistical Society. September 1877, S. 433 bis 467).

Von diesen sind aber, so ermittelt er, bloß 8,743,000 Osmanen, d. h. 33.6 Proc. Leider trennt er den europäischen Theil des Reiches nicht von dem asiatischen, so daß die Ziffer der wirklichen Osmanen in Europa nicht zum Vorscheine kommt. Immerhin ersehen wir aus Ravenstein's Ermittlungen, daß während in Rußland 72.6 Proc. der Volksmenge Slaven sind, der Osmane in dem Reiche, dem er seinen Namen gibt, kaum ein Drittel der Bevölkerung ausmacht. Und „dieser Unterschied in dem numerischen Verhältnisse der beiden herrschenden Racen, setzt Ravenstein hinzu, wird noch bedeutungsvoller durch den Umstand, daß der Russe nicht bloß der Zahl nach, sondern auch in den meisten Fällen intellectuell den Racen überlegen ist, welche er regiert, während der Türke nicht nur numerisch übertroffen ist in dem größeren Theile seines Reiches, sondern intellectuell vielen Stämmen untergeordnet ist, über die er herrscht." [1]) Dies, füge ich hinzu, ist eine der wichtigsten Thatsachen, womit der Culturforscher zu rechnen hat.

---

[1]) Der Satz lautet im Originale: „This difference in the numerical proportions of the two dominant races is rendered still more important by the fact that the Russ is not only numerically but also, in most instances, intellectually the superior of the races over whom he governs, whilst the Turk is not only outnumbered in the greater portion of his empire, but is also intellectually the inferior of many of the races over whom he rules." (Journal of the Statistical Society. September 1877. S. 435.)

VIII.

Die Faust des kranken Mannes.

Religion und Glaube, sociale Verhältnisse und Einrichtungen, Sprachen- und Bevölkerungsfrage fanden in den vorhergehenden Abschnitten ihre Erörterung. Einen beobachtenswerthen culturgeschichtlichen Factor bildet aber auch die Wehrkraft einer Nation, und diesem müssen noch einige wenige Worte gewidmet werden. Als ich im verflossenen Sommer die Chancen der Türkei bei einem Kampfe gegen Rußland abwog und die Aussichten auf Sieg im Ganzen gering fand, schloß ich mit dem Satze: „Feind und Freund darf davon überzeugt sein, daß die osmanische Armee ihre Aufgabe mit Löwenmuth erfüllen wird, so weit ihr Verständniß derselben überhaupt reicht; wie groß dieses aber sein werde, darüber läßt sich im gegenwärtigen Momente keine Berechnung anstellen." [1]) Diese Worte haben sich buchstäblich erfüllt, die Osmanen haben sich, wie zu erwarten stand, heldenmüthig vertheidigt, den alten Ruf der Tapferkeit von Neuem bewährt. Es kann niemand eine höhere Achtung vor den persönlichen Tugenden des türkischen Soldaten hegen als Schreiber dieser Zeilen; indeß muß doch gesagt werden, daß der Werth dieser militärischen Leistungen um ein sehr Beträchtliches übertrieben wird. Daß von einem militärischen Spaziergange der Russen nach Constantinopel keine Rede sein könne, das glaube ich schon in meiner vorjährigen Schrift nachgewiesen zu haben, wenn ein solcher Nachweis überhaupt nöthig war, indem ich die zahlreichen natürlichen und künstlichen Hindernisse besprach, welche dem Vordringen der russischen Heere in den Weg sich stellen. Ich stellte dieselben als schwere dar, die indeß nicht unüberwindlich seien,

[1]) Hellwald. Die Türkei im Kampfe mit Rußland. S. 72.

und die Thatsachen haben auch dieser meiner Auffassung, wie so mancher anderen, Recht gegeben. Ich habe aber auch nicht gefunden, daß sonst ein Vernünftiger den russisch-türkischen Krieg als eine militärische Promenade nach Stambul betrachtet hätte; vielmehr wird dies jetzt von den Türkenverehrern absichtlich ausgestreut, um den Widerstand der Osmanen desto kräftiger beleuchten zu können. Ich selbst schrieb: „Wie in solchem Kampfe die Würfel fallen mögen, wäre vorherzusagen vermessen. Die Osmanen, welche wissen, daß es sich um ihre Herrschaft in Europa handelt, werden kämpfen mit jenem Löwenmuthe, welcher die glänzendste Tugend der Turkstämme bildet und ihre militärische Niederlage ist noch lange kein fait accompli“, [1]) und noch viel früher: „In einem russisch-türkischen Kriege dürfen wir uns jedenfalls darauf gefaßt machen, auch türkische Erfolge zur Genüge verzeichnen zu können.“ [2]) Und in gleicher Weise dachten und urtheilten wohl alle verständigen Leute in und außer Rußland. Die Leistungen der türkischen Armee, so weit es sich um deren persönliche Eigenschaften handelt, sind wahrlich glänzend genug, damit sie des lügenhaften Aufputzes ihrer Freunde nicht bedürfen.

Ueber das Maß des Verständnisses, welches die türkische Armee ihrer Aufgabe entgegengebracht, dürfen wir uns heute, wo der Krieg beendet ist, schon ein Urtheil erlauben und können nicht umhin dasselbe ein sehr bescheidenes zu finden. Es ist nicht meine Absicht auf eine Kritik der militärischen Operationen hier einzugehen, nur so viel läßt sich sagen, daß bei aller Anerkennung der persönlichen Bravour die erzielten Erfolge in gar keinem Verhältnisse zu der an den Tag gelegten Tapferkeit standen. Die geographische Lage des Kriegsschauplatzes in Europa wie in Asien brachte es mit sich, daß insgesammt alle strategisch wichtigen und günstigen Positionen sich in den Händen der Türken befanden und trotz dem ist es den türkischen Heerführern blos gelungen die zur Bewältigung dieser Positionen mit entschieden zu schwachen Kräften erschienenen Russen eine Zeit lang aufzuhalten, nicht wie es wohl jede andere Armeeleitung zu Wege gebracht hätte, sie über die Donau zu manövriren. Plewna bildet sicherlich eines der glänzendsten Blätter in der türkischen Kriegsgeschichte, wenn aber die Uebermacht hervorgehoben wird, der es schließlich unterlag, so muß

---

[1]) A. a. O. S. 93.

[2]) Ausland 1876. Nr. 49. S. 967.

wohl bemerkt werden, daß allemal die Vertheidigung eine viel geringere Kopfzahl benöthigt als der Angriff; sonst hätten die 300 Spartaner an den Thermopylen nimmer das ganze Perserheer aufzuhalten vermocht. Auch lehrt eine einfache mathematische Betrachtung, daß der eine Festung einschließende Kreis größer sein und daher mehr Mannschaft beanspruchen muß als der eingeschlossene. Dies sind so selbstverständliche Dinge, daß man sich billig wundern muß sie nicht allgemein anerkannt zu sehen.

Die sehr anerkenneswerthen aber immerhin negativen Erfolge der Osmanen im Sommer 1877 waren vielen Türkenfreunden so sehr zu Kopfe gestiegen, daß sie die thatsächlichen Verhältnisse darüber gänzlich aus dem Auge verloren. Unter solchen Eindrücken, muß auch Vámbéry seine Schrift über „die Reformfähigkeit der Türkei" verfaßt haben, denn noch in einem am 12. August v. J. erschienenen Aufsatze „die Faust des kranken Mannes" [1]) war er vorsichtig genug den Tag nicht vor dem Abend loben zu wollen und die errungenen Erfolge als ein sicheres Prognostikon für den endgültigen Sieg der türkischen Waffen anzunehmen. In seiner Broschüre dagegen erhebt er sich zu der gegenwärtig bemitleidenswerthen Aeußerung: „Sie werden sehen, daß der Russe nicht nur den immer geschmähten Türken niederzuschlagen unfähig ist, sondern im Gegentheil, daß der Coloß, an den man sich anlehnen wollte, jämmerlich durchgeprügelt wird, und in seiner Noth um Hilfe betteln muß." [2]) Auch der verehrte Kritiker, welcher meiner obengedachten Schrift so vielfache Belehrung angedeihen ließ, konnte sich nicht entbrechen mit einem alten Komiker mir zuzurufen: Les gens que vous tuez se portent assez bien.[3]) Nun, ob diese Leute sich heute auch noch wohl und munter befinden, möge der freundliche Leser selbst entscheiden.

Ja wohl, diese „Faust des kranken Mannes", wie Vámbéry sie nannte, sie hat gar manchen in die Irre geführt und zu culturgeschichtlich ganz falschen Auffassungen geleitet. Weil es den Türken gelungen, einen ungenügend und fehlerhaft eingeleiteten Angriff, — nicht abzuwehren — sondern eine Zeit lang aufzuhalten, folgerte man daß die Türkei kein „kranker Mann" sondern ein durchaus lebens-

[1]) Allg. Zeitg. Nr. 224 vom 12. August 1877.

[2]) Vámbéry. Ueber die Reformfähigkeit der Türkei.

[3]) Allg. Ztg. Nr. 216 vom 4. August 1877.

fähiger Organismus sei. Der Beweis liege klar vor, so rief man, daß der Türke nicht entnervt, nicht körperlich abgenützt, nicht todtkrank ist. „Man kann ihn auf den Tod verwunden, man kann ihn morden; aber er leidet nicht an einem unheilbaren Siechthum. Nur die türkische Staatskunst Rußlands dichtet ihm ein solches an.“ So schrieb die Edinburgh Review[1]) und Andere beeilten sich es ihr mit Behagen nachzuschreiben. Nun ist aber, wie die Geschichte lehrt, aus der Energie womit ein Volk sich im Kriege vertheidigt, niemals ein Schluß auf die inneren Zustände dieses Volkes zu ziehen. Ein Staatswesen kann als solches todtkrank sein und wird dennoch seine Existenz bis auf's Aeußerste vertheidigen. Das untergehende Hellas, von innerer Fäulniß durchfressen, zeugte doch noch einen Philopömen, welcher eine Schlacht von Mantineia zu schlagen verstand, und gegen die mächtig hereinbrechenden Barbaren des Nordens führte der Römer Julian wuchtige Schläge. Noch in der letzten Periode des Verfalls des hinsinkenden Römerreiches führte der große Stilicho, 404, die römischen Armeen zum Siege über die Kelten und Germanen des Rhadagaisus, bei Florenz, bis wohin sie bereits unter schrecklichen Verwüstungen gelangt waren. Selbst die als Typus der Versunkenheit und Entnervung dargestellten Byzantiner vertheidigten ihre Stadt gegen das Riesenheer Muhammeds II., der mit 400,000 Türken Byzanz belagerte, mit wahrem Heldenmuthe. Verstärkt durch nur 2000 Genuesen harrte Kaiser Constantin XII. des türkischen Angriffes und erst nach fünfzigtägigem hartnäckigstem Widerstande, wobei vor allen Constantin sich als Held bewies und auch auf der Bresche seinen Tod fand, fiel Byzanz in die Hände des Siegers. Nicht minder tapfer endlich fochten, um der neueren Geschichte ein Beispiel zu entlehnen, die Söhne Polens und vertheidigten mit ihrem Blute die Existenz eines Reiches, welches gleich der heutigen Türkei, jeglichen inneren Halt verloren. In allen diesen Fällen waren die oft wunderbaren Kraftanstrengungen für das Gesund- oder Kranksein des Staatsorganismus, von dem sie ausgingen, nicht im Geringsten beweisend, vielmehr den Ausfällen eines Fieberkranken vergleichbar, dessen Muskelkraft vor dem Hinscheiden oft eine beträchliche Erhöhung erfährt. Der kranke Mann kann wohl mit der Faust empfindlich um sich schlagen, krank bleibt er doch. Krank will nicht heißen matt, und in dieser Verwechslung liegt der culturhistorische Irrthum.

---

[2]) Vom October 1877.

Auch das hat sich als schwerer Irrthum erwiesen, daß der Menschheit durch die Türken ein bedeutsamer Dienst geleistet werde, indem sie ihr zeigten, daß Rußland nicht die kriegerische Kraft besitzt die man ihm zuschrieb. „In Rußland haust wohl der Geist des räuberischen Uebergriffes, tritt man aber furchtlos entgegen, so hat es nicht die für die Ueberwindung eines tüchtigen Gegners erforderliche Stärke. Drei oder vier Feldzüge wie der heurige brächten es in den Zustand von 1856 zurück. Als Seemacht ist es nichts; als Landmacht steht es unter Deutschland, Frankreich und Oesterreich.“ In solche handgreifliche Lügen logen sich die „Edinburgh Review“ und ihre Gläubigen selbst hinein. Seither haben die Russen der erstaunten Welt eine militärische Leistung gezeigt, welche einzig dasteht in der Geschichte der Kriegskunst. Während unsere Tageszeitungen sich alle erdenkliche Mühe gaben uns haarscharf zu beweisen, daß der Winter mit seiner Strenge allen Operationen ein Ende bereiten und die Russen lahm legen müsse, da an ein Eindringen in die Schluchten des Balkan, geschweige denn gar an ein Uebersteigen der Balkanpässe nicht zu denken sei, führten die kühnen Schaaren Gurko's den Beweis, daß weder der Winter noch der Balkan ein Hinderniß für sie seien. Gerade im Winter überschritten die Russen dieses gefürchtete Gebirge, das mächtigste Bollwerk der Türkei, nicht auf einem, sondern auf verschiedenen Wegen und stiegen in hellen Haufen in die Ebenen von Sofia und in das Maritza-Thal hinab. Man muß die Schilderung dieses Ueberganges mit seinem unglaublichen Schwierigkeiten wiederholt lesen, um einen vollen Begriff von dieser unerhörten, fast übermenschlichen Leistung zu gewinnen, der selbst die Gegner die höchste Bewunderung nicht versagen können. Was man im Anfange als eine tolle Unvorsichtigkeit zu betrachten sich geneigt fühlte, entpuppte sich bald als ein genialer Zug ersten Ranges, welcher in Kurzem den Feldzug zur Entscheidung bringen sollte. Nicht einzelne Abtheilungen, eine ganze Armee befand sich plötzlich im Süden des Balkan, überall wurden die Türken überrascht, zurückgedrängt, abgeschnitten, zersprengt oder gar gefangen genommen, und mit Blitzesschnelle, in kaum vier Wochen, standen die russischen Heeressäulen vor Philippopel und Adrianopel, mit einzelnen Streifcorps bis in die Nähe der osmanischen Hauptstadt und des ägäischen Meeres schwärmend. Die militärische Macht der Osmanen, vor wenigen Monden noch so sehr bewundert, war im Nu gebrochen, zerschmettert und wehrlos lag die Türkei zu den Füßen des so gering

geschätzten Siegers, um Frieden bittend. Was Vámbéry den Russen geweissagt, hat ein ironisches Geschick an der Türkei vollstreckt. In England selbst kommt man nunmehr wohl zur Einsicht, wenigstens gestehen einzelne Stimmen, wie jene der „Pall Mall Gazette", so viel stehe nun jedenfalls fest, daß die russischen Truppen sich jeder noch so schwierigen, noch so verzweifelten Unternehmung gewachsen gezeigt hätten. Die vom „Daily News" Correspondenten gebrachte Erzählung des Gurko'schen Balkanzuges sei eine schlagende Antwort auf jenen thörichten englischen Optimismus der sich zu der vermeintlichen „Schwäche" Rußlands Glück gewünscht habe. „Rußland," so sagt die „Pall Mall Gazette," entfaltet jetzt vollständig die Art der Stärke die es, wie bekannt, besitzt, und es ist eine furchtbare Art ...... Fehler in der Heeresleitung können gut gemacht, Mängel der Einrichtung nicht beachtet werden von Commandeuren die so großartig Blut verschwenden, und die so heldenmüthig gehorsame Truppen führen wie die der Generale Gurko und Radetzki sind..... Keine Thorheit ist es, die Angreifsfähigkeit einer Macht die solche Waffen hat zu unterschätzen. Mit allen ihren Finanzschwierigkeiten, mit all ihrer Schwäche im Commando ist sie als Feind höchst furchtbar; es braucht nur Geld und Führerschaft um sie zur furchtbarsten zu machen." Für den Culturforscher ist aber jedenfalls der Beweis geliefert, daß die Türkei nicht durch die Waffen ihre Existenz zu vertheidigen vermochte.

IX.

Der orientalische Krieg und die neutralen Mächte.

Betrachtungen über die orientalischen Angelegenheiten vom culturgeschichtlichen Standpunkte wären unvollständig ohne einige Bemerkungen, die auf den Antheil der Europäer an der heutigen Sachlage in der Türkei Bezug haben. Der anonyme Verfasser von „Stambul und das moderne Türkenthum" schiebt einen großen Theil der Schuld an den herrschenden Zuständen der europäischen Diplomatie zu, auf die er überhaupt sehr übel zu sprechen ist, und unter dieser Diplomatie besonders wieder jener der beiden Mächte, welche ihr Interesse am meisten an die Geschichte des Orients fesselt und deren politische Intriguen auf Stambuler Boden sich völlig die Wage halten: England und Rußland. Zwar nennt der anonyme Verfasser die türkische Diplomatie der europäischen weit überlegen, gibt aber doch zu, daß die türkischen Staatsmänner ihren natürlichen Feind nicht zu kennen schienen, wenigstens in den letzten Jahren geflissentlich jeden Anlaß benutzten, um die natürlichen Verbündeten der Türkei, welche der Autor, meiner Meinung nach mit Unrecht, in England und Oesterreich erblickt, vor den Kopf zu stoßen und förmlich mit ihnen Conflicte hervorzurufen. Der natürliche Feind der Türkei ist aber, vermöge seiner geographischen Lage, Rußland, und daß der Verfasser dieses geographische Moment betont, zeugt von einer tiefen Einsicht, welche in den meisten diesbezüglichen Erörterungen vermißt wird. Nur allzu häufig wird übersehen, welchen maßgebenden Einfluß nicht bloß auf die Culturentwickelung eines Volkes im Allgemeinen, sondern auch auf dessen politische Geschicke die unabänderlichen, von der Natur gegebenen Momente

üben; man denke beispielsweise nur darüber nach, wie die Geschichte des großbritannischen Inselreiches sich hätte gestalten müssen, wenn es keinen Aermelcanal gäbe, wenn es noch wie in der Tertiärzeit mit dem europäischen Festlande auf trockenem Wege verbunden wäre! Die Wichtigkeit der geographischen Gestaltung, welche ihre Wurzeln, wie Frhr. von Richthofen so sehr mit Recht betont, in die geologischen Verhältnisse hinabtreibt, kann bei Erörterung geschichtlicher Vorgänge gar nicht hoch genug angeschlagen werden. In der That hat auch für den vorliegenden Fall der geistreiche Geograph Dr. J. G. Kohl erst jüngst bei Erörterung der Weltstellung Constantinopels auf die natürliche Straße des Dnjepr aufmerksam gemacht, welche der „russische Weg nach Zarigrad" von jeher gewesen und alle jene, welche den Dnjepr selbst in Händen haben, naturgemäß auf den Bosporus hinweist. Rußland ist deßhalb der natürliche Feind eines Jeden, welcher den Besitz des Bosporus zum Nachtheile des Zarenreiches behauptet, und konnte gar nicht anders, als der Feind der Türkei, der bisherigen Besitzerin Constantinopels und des Bosporus sein. Diese natürliche, keinem der beiden Theile zum Vorwurfe gereichende Gegnerschaft charakterisirt unser Anonymus sehr treffend mit den Worten: „Schon die ersten Nachfolger Ruriks kamen mit den byzantinischen Kaisern in Conflict, und, wenn der Fall denkbar wäre, daß nach dem Aussterben aller Mitglieder der kaiserlich russischen Dynastie der Herzog von Edinburgh vermöge seiner Vermählung mit einer russischen Großfürstin Selbstherrscher aller Reußen würde, so würde er sicher ebenso gegen die Türkei auftreten, wie alle anderen Zare und Kaiser von Rußland, und möglicherweise mit seiner Mutter oder mit seinem Bruder in Krieg gerathen." Mit anderen Worten: die heutige Gegnerschaft zwischen Rußland und der Türkei ist eine geschichtliche Nothwendigkeit.

Von höchster Bedeutung ist es, daß zu dieser nämlichen Erkenntniß auch ein anderer Forscher selbstständig und von ganz verschiedenem Ausgangspunkte her gelangt ist; darin liegt allein schon die Gewähr für die Richtigkeit dieser Ansicht. Freiherr Ernst von der Brüggen, der sich seit längerer Zeit mit der Geschichte Polens beschäftigt und darüber viel bemerkte Aufsätze in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlichte, ist soeben mit einem spannenden größeren Werke[1]) hervorgetreten. Auf dasselbe näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, wohl

[1]) Freiherr Ernst von der Brüggen, Polens Auflösung. Culturgeschicht-

aber muß ich von seinen Schlußbemerkungen Notiz nehmen, weil sie das Verständniß des so complexen Problems der orientalischen Frage wesentlich erleichtern.

„Eben heute," sagt Hr. von der Brüggen, „werden wir wieder sehr empfindlich erinnert an die große Bedeutung, welche die Theilung Polens auf die politische Gestalt Europa's gehabt hat. Seit Jahrhunderten hat die heute sogenannte orientalische Frage in engem Zusammenhange gestanden mit Polen. Erst war Polen ein Schutzstaat Europa's gegen das vordringende Osmanenthum. In der guten Zeit Polens hat das Reich dem Abendlande unzweifelhafte Dienste geleistet; die Hilfe, welche Sobieski bei der Befreiung Wiens im Jahre 1683 leistete, wird stets zu den glänzendsten Thaten der Polen gehören. Als aber bald darauf Rußland sich weit drohender als das Türkenreich im Osten unter Peter dem Großen aufrichtete, als gleichzeitig der Verfall Polens mit raschen Schritten um sich griff, da änderte sich das Gefechtsfeld. Nicht mehr mit dem Abendlande gegen die Osmanen, sondern mit den Osmanen gegen Rußland war die polnische Politik gerichtet. Katharina unternahm es, die beiden Verbündeten zugleich zu vernichten. Zwar zu Anfang und in erster Reihe Polen, erst als sie hier Widerstand fand, die Türken. Aber Europa vertheidigte die Osmanen noch eifriger als die Polen, so daß Katharina sich entschloß, vorerst den leichteren Sieg zu erringen, wenn auch mit dem Opfer eines Theiles der Beute. Das von Peter begonnene Werk des directen Anschlusses des russischen Reiches an das Abendland sollte ausgeführt werden durch Erringung der Dardanellen und des Mittelmeeres und durch Eroberung Polens. Katharina verstand es wenigstens, hier ihre Interessen rücksichtslos gegen Preußen und Oesterreich durchzusetzen. Aber das Hauptziel, Constantinopel, rückte damit nicht näher. Vielmehr zeigte es sich, daß eben durch die Aneignung des großen polnischen Gebiets und die Verschiebung der russischen Grenzen bis ins Herz von Europa die russische Politik in eine andere Richtung geleitet wurde. Rußland wurde hiermit plötzlich so tief in die europäischen Interessen verflochten, daß sich ihm diese Interessen mit doppelter Kraft am Bosporus entgegenstellten. Indem es sich nach Westen warf, wurde die frühere volksthümliche Neigung nach dem Süden gehemmt.

---

liche Skizzen aus den letzten Jahrzehnten der polnischen Selbstständigkeit. Leipzig, Veit u Comp 1878 80.

Seit Polen verschwunden war, seit dann auch ein Theil der preußischen Erwerbungen mit der oberen Weichsel und Warschau an Rußland fiel im Wiener Frieden, glaubte Europa um so ängstlicher das Osmanenreich zum Riegel gegen Rußland machen zu müssen. Und in diesem Verhältniß liegt, wenn irgend wo, noch heute der Schlüssel für die Zukunft der Polen verborgen: Weichsel oder untere Donau, Ostsee oder Schwarzes Meer, das sind die großen Alternativen, zwischen denen sich die Politik Rußlands noch lange bewegen wird."

In seinen weiteren Ausführungen geht nun unser Forscher darauf aus, handgreiflich darzuthun, daß die Ausdehnung Rußlands nach dem Süden nicht nur eine ganz unaufhaltsame Naturnothwendigkeit ist, sondern er reißt auch unbarmherzig — und da muß jeder Einsichtige ihm unbedingt Beifall klatschen — die durchaus verlogene Phrase nieder, daß eine solche Ausdehnung Rußlands den deutschen Interessen irgendwie gefährlich sei. Hören wir, was er darüber sagt: „Der alte Drang nach Süden hat heute wieder Rußland über die Donau geführt. Wenn man von der politischen Lage unserer Tage absieht, so bedroht jener Drang Rußlands das deutsche Reich am wenigsten. Von der Donau südwärts hat Deutschland keine directen Interessen zu vertreten. Jeder Schritt, welchen Rußland am Schwarzen Meere vorwärts macht, ruft vielleicht die Sorge Oesterreichs, ruft England, Frankreich, Italien als Uferstaaten des Mittelmeeres und als Seemächte auf, nicht Deutschland. Russische Eroberungen am Schwarzen Meere stärken den Gegensatz Rußlands zu jenen Vormächten und damit das Gewicht der mitteleuropäischen Macht. Für Deutschland war die Aneignung der mittleren Weichsel an Rußland von weit größerer Tragweite, als es die Aneignung selbst der Dardanellen werden würde. Hätte Preußen damals, zur Zeit der polnischen Theilungen, die heutige Kraft Deutschlands zu Gebote gestanden, es hätte die Löwentheilungen nicht gemacht, um die Türkei zu retten: nur Oesterreich konnte eine solche Wahl treffen. Wie Rußland durch Peter I. nur künstlich die Richtung nach Norden genommen, so tritt bei jedem Anlaß die eigentliche Lebensrichtung des Volkes nach Süden immer wieder hervor. Und wie man sich auch bemüht hat, Rußland den Weg zum Süden zu versperren, es ist ihm dennoch gegangen; es hat schon heute seinen Schwerpunkt nicht mehr an der Ostsee, sondern an den großen Abflüssen jenseits des uralisch-baltischen Höhenzuges, an den Küsten des Schwarzen

Meeres. Ein Blick in seine inneren wirthschaftlichen Verhältnisse, seine Staatsfinanzen, die wirthschaftliche Kraft, die heute schon ihren Schwerpunkt im Süden haben und mit jedem Jahre mehr am Schwarzen Meere sich festsetzen, genügt, um die Zukunft des Staates in ihrer allgemeinen Richtung geographisch festzustellen. Vergeblich wird man Rußland zu hindern suchen, dort die Consequenzen seiner geographischen, seiner wirthschaftlichen, seiner nationalen und politischen Lage zu ziehen. Die Traditionen habsburgisch-lothringischer Weltpolitik haben sich mit den Handelsinteressen Englands verbunden zu dem Grundsatze, daß Rußland nie und nimmer am Bosporus herrschen dürfe. Aber die Natur der Dinge ist stärker als die diplomatischen Kunstgriffe, und die Natur der Dinge treibt Rußland zur Durchbrechung des geschichtlich gewordenen Sperrsystems, das gegen das Schwarze Meer und gegen die Mündungen seiner großen Verkehrsstraßen errichtet worden ist. Das Schwarze Meer zu erobern wird Rußland niemals aufgeben und folgerichtig dann eben so wenig die Eröffnung desselben zum Mittelmeer hin, gleichviel, aus welchem Interesse heraus der Meerengenvertrag 1841 geschlossen wurde. Mag sein, daß die Mittelmeerstaaten, daß England die neu auftauchende Concurrenzmacht dort fürchten: Schweden, Preußen haben ihrerzeit sicherlich die russische Concurrenzeröffnung an der Ostsee auch nicht freudig begrüßt. Je fester aber das Schwergewicht Rußlands sich dort zusammenballt, um so weniger Gefahr ist für einen unmittelbaren Zusammenstoß der russischen und der deutschen Interessen vorhanden. Je mehr der nationale Geist in Rußland erstarkt, um so wohlthätiger wird es sein, demselben die natürliche Bahn im Süden frei zu geben, um so gefährlicher wird es, in Polen die beiden großen Stämme unmittelbar und hart auf einander stoßen zu lassen. Es ist eine gewagte und wenig scharfsichtige Nachbeterei alter Formeln aus großdeutscher Metternich'scher Zeit, in Deutschland heute noch das Dogma zu predigen, daß Deutschland das Schwarze Meer gegen Rußland zu vertheidigen habe."

Es erleidet wohl keinen Zweifel, daß, während das Volk durch seine Lehrer beständig noch mit solchen Ammenmärchen gefüttert wird, die absolute Werthlosigkeit aller ähnlichen hohlen Phrasen von dem weisen Lenker deutscher Staatsgeschicke längst durchschaut ward und er seine Politik, zum großen Verdrusse der kurzsichtigen Anhänger der hergebrachten Anschauungen, auf den realen Boden der thatsächlichen

Verhältnisse gründet. Die Haltung des deutschen Cabinets in der Orientfrage kann nur den vollsten, wärmsten Beifall des Culturforschers erhalten. Und es ist als ein erfreuliches Zeichen reifenden Verständnisses zu begrüßen, daß in Deutschland sich wenigstens einzelne Stimmen vernehmen lassen, welche nicht einstimmen in den allgemeinen Chor, sondern auf Grund eigener Untersuchungen sich ihre eigene Meinung bilden. Dahin gehört Junius **junior**, der pseudonyme Verfasser einer Schrift, [1]) welcher vom Standpunkte des strengen Völkerrechtes die russische Orientpolitik beleuchtet und rechtfertigt, zugleich aber das Zusammenwirken Rußlands und Deutschlands als Nothwendigkeit erkennt. „Sehen wir uns die seit Anfang dieses und Ende vorigen Jahrhunderts maßgebende Politik Rußlands, speciell in Bezug auf Deutschland, an, so wird jeder nicht von Voreingenommenheit ganz Verblendete zugeben müssen, daß dieselbe für uns in allen Beziehungen freundschaftlicher, offener und vortheilhafter war, als die (mildestens gesagt) indifferente, tortuöse und schadenbringende Englands." [2]) Junius **junior** meint auch, daß unter gewissen Eventualitäten Rußland nicht allein stände, sondern eine allgemeine europäische Continentalcoalition finden würde, weil dieselbe zu ihrer eigenen Sicherheit nicht anders könnte. „Deutschland müßte wohl der nächste Bundesgenosse sein, und zwar aus moralischen, wie aus politischen und historischen Rücksichten, denn kein vernünftiger Mensch kann es als einen Vortheil für Deutschland ansehen, wenn Rußland wirklich geschwächt werden sollte. Im Gegentheil, ein starkes Rußland ist eine eben so große politische Nothwendigkeit für Deutschland, wie ein mächtiges Deutschland eine größere Sicherheit für Rußland ist, als ein schwaches und zerbröckeltes." [3])

Deutschland bedarf eines starken Rußland aber noch aus einem anderen Grunde: die Interessen der continentalen Mächte und insbesondere des zu hoher Machtfülle gelangten deutschen Reiches bewegen sich nämlich im directen Gegensatze zu jenen Englands. So oft die Frage der politischen Suprematie in der modernen Welt aufgeworfen wurde, in der Zeit des vierzehnten Ludwig, wie in der des ersten Napoleon, immer war es England, welches mit dem

---

[1]) Rußland und England. Von Junius **junior**. Berlin, B. Behr. 1877. 8⁰.

[2]) A. a. O. S. 42.

[3]) A. a. O. S. 50.

Einsatz seiner ganzen Kraft die Suprematmacht so lange bekämpfte, bis jener Zustand wieder hergestellt war, den man ziemlich sinnlos mit dem Namen des europäischen Gleichgewichtes bezeichnet. Deßhalb wird immer der letzte und höchste Gedanke eines Staatsmannes, der das politische Uebergewicht seines Landes dauernd begründen will, der sein, durch eine allgemeine Coalition Englands Macht zu brechen, um in Sicherheit die errungene Stellung zu behaupten. Die Gesetze, welche die politische Welt regieren, sind eben so unveränderlich, wie die Gesetze, welche die Natur beherrschen. Der erste Napoleon hat das System der Continentalsperre erdacht, um England in seinem Lebensnerv zu treffen; er wußte, daß die Suprematie Frankreichs stets gefährdet bleiben müßte, bis es gelingen würde Englands Macht zu beugen. In der Gegenwart ist an die Stelle Frankreichs das deutsche Reich getreten, und diesem fällt nunmehr die Rolle zu — will es die errungene Stellung behaupten, — gegen England Front zu machen. England's Machtstellung im europäischen Völkerbunde brechen, dies ist die natürliche Aufgabe eines deutschen Reiches, welches selbst nach der Ausübung der politischen Suprematie streben muß. Der erste, zweckmäßigste Schritt hierzu war die Allianz mit dem hauptsächlichsten Gegner Englands, mit Rußland. Die wirklichen Thatsachen behalten ihr Recht; Deutschlands politisches Uebergewicht allein hat es möglich gemacht, daß Rußland den Krieg unternehmen konnte, ohne in diesem Beginnen gestört worden zu sein, und daß Rußland jede andere Macht bei dem Geschäfte des Friedensschlusses zurückweist.

Wenn sich nun England dazu anschickt, eine solche Einmischung eintreten zu lassen, so zielt das allerdings zunächst auf Rußland, allein damit wird auch Deutschlands politische Suprematie getroffen. England ist es, welches dieser Suprematie die Anerkennung versagt, sie negirt, ihr entgegentritt, sie bekämpft. Englands traditionelle Politik ist es, keine Suprematie auf dem Continente aufkommen zu lassen und jede Macht, welche ein politisches Uebergewicht errungen hat, muß nothgedrungen in den schärfsten Gegensatz zu England gelangen, muß Englands Macht bekämpfen, wenn sie dieses Uebergewicht dauernd aufrecht erhalten will. Von dieser weiten Perspective aus will die Entwickelung der europäischen Politik betrachtet sein, nur so können jetzt die Dinge in ihren richtigen Verhältnissen erfaßt werden. In Berlin wird nun der Kreuzzug gegen England verkündet, und damit zugleich dem instinctiven Gefühle des deutschen Volkes entsprochen; denn man

braucht kein sonderlicher Beobachter der Volksregungen zu sein, um zu wissen, daß in allen deutschen Gauen, im Süden wie im Norden, eine Niederlage Englands durch die Russen oder irgend eine andere Macht mit dem lauten Jubel aller Parteien (selbst der Türkenfreunde) begrüßt werden würde.

Der Anzeichen, welche auf eine solche Wendung der deutschen Politik verbreiten, sind schon mehrere vorhanden. In erster Linie bietet die Stellung, welche England im Mittelländischen Meere sich anmaßt, Gelegenheit zu ernsten Zurückweisungen. Die Phrase, England sei eine „Mittelmeermacht" ist ein geographischer nonsense, an dessen Außercourssetzen sämmtliche wirklichen Mittelmeermächte direct betheiligt sind. Niemand in Europa ist daran interessirt, daß Malta nicht in den Händen der Italiener, Gibraltar nicht in jenen der Spanier sei, jeder würde diesen Nationen diese Objecte eben so gerne gönnen als Deutschland den Felsen von Helgoland. Wenn das deutsche Reich nach dieser Richtung vorgeht, so darf es des Beistandes sämmtlicher Mittelmeerstaaten versichert sein, und es gewinnt fast den Anschein als ob man diese Saite anzuschlagen beabsichtigte. Wenigstens brachte in den letzten Tagen Dezember 1877 die Berliner „Nationalzeitung" unter dem Titel „Englische Seepolizei" einen viel beachteten Artikel. Nach Reproduktion der Nachricht, daß der britische Botschafter zu Constantinopel gegen die Freigabe der im Bosperus mit Beschlag belegten italienischen Schiffe protestirt habe, sagt die Zeitung: „Ein solches Verhalten Englands ist ein fast feindseliges zu nennen, gerade das seefahrende England thut sich wiederum einmal hervor durch Nichtachtung seerechtlicher Verordnungen und Verträge. Das ist wohl ein Vorspiel dessen, was wir von der englischen Alleinherrschaft am Suezkanal zu erwarten haben. Es wäre Zeit, auch in England zu bedenken, welches Zutrauen auf dem Continent und insbesondere in Deutschland zu England sich erhalten könnte, wenn gerade die bezüglich der Orientwirren prunkend zur Schau getragene Gerechtigkeitsliebe in obiger Weise bethätigt wird." Die „National-Zeitung" sagt zum Schlusse: „Die englischen Interessen werden viel zu selbstsüchtig ausgebeutet, als daß wir uns der Politik gegenüber, die sie so vertritt anders als kühl ablehnend verhalten können." Fast gleichzeitig kam die Nachricht, die italienische Regierung sei ob der Aktion, die das Kabinet von St. James vorbereite, sehr beunruhigt. Ein italienischer Staatsmann hat einem fremden

Diplomaten gegenüber die Aeußerung gethan, daß „Italien an dem einen englischen Malta genug habe und es dürfe nicht ruhig zusehen, wenn ein zweites im mittelländischen Meere geschaffen werde." Und neuerdings hat der Ministerrath zu Rom beschlossen, daß die italienische Flotte unverzüglich nach der Levante abgehen solle. Auch hat sich Italien mehrfach in dem Sinne vernehmen lassen, es könne nicht zugeben, daß eine einzelne Macht, beziehungsweise England, das seinem eigenen Handel und Ansehen verderbliche Monopol im Mittelmeer erringe.

Der große Staatsmann, in dessen Hände die Leitung der deutschen Politik gelegt ist, wird den Kampf gegen England mit anderen Mitteln und Waffen führen als es der erste Napoleon gethan, allein Ziel und Zweck bleiben dieselben. Der Continent soll England politisch verschlossen, England isolirt bleiben. Ein einziger geschickter Schachzug brachte dies zu Wege: das enge Einverständniß mit Italien. War dasselbe unter König Victor Emmanuel II. schon fest genug, so hat sich dies seit der Thronbesteigung König Humbert I., welcher von jeher zu Deutschland hinneigte und überdies mit dem russischen Thronfolger eng befreundet ist, noch viel inniger gestaltet. Ein Bündniß zwischen Deutschland, Rußland und Italien beherrscht aber gegenwärtig nothwendigerweise den ganzen Continent, indem es Frankreich einer- und Oesterreich andererseits vollkommen lahm legt. Dies näher auszuführen, ist wohl kaum nöthig. Jeder sieht ein, daß durch ihre geographische Lage jeder der beiden Staaten Frankreich und Oesterreich dem Angriffe von mindestens zweien der drei Verbündeten ausgesetzt ist, während ein Zusammenstoßen, nicht einmal ein gemeinsames Operiren ihrer eigenen Streitkräfte niemals möglich wäre. Oesterreich konnte niemals, selbst wenn es die Absicht gehegt hätte, daran denken, den russischen Heeren in die Flanke zu fallen und ihnen, wie die kurzsichtigen Türkenfreunde verlangten, den Weg nach Constantinopel abzuschneiden, weil zu riskiren war, daß zu gleicher Zeit Russen, Deutsche und Italiener an den Grenzen von Galizien, Böhmen, Tirol und Istrien erschienen. Den unmöglichen Kampf mit allen diesen Gegnern aufzunehmen wäre aber mit dem Ruine der Monarchie gleichbedeutend gewesen. Oesterreich zehrt noch an den Erinnerungen des Doppelkrieges von 1866 und hat sich wohl daraus seine Lehre für die Zukunft notirt. Unbegreiflich ist es nur, wie die Türkenfreunde à tout prix, welche sich in Oesterreich auf ihren Patriotismus und die vorgebliche Wahrung der Reichs=

interessen so entsetzlich viel zu gute thun, derart mit Blindheit geschlagen sein konnten, um nicht zu bemerken, daß gar keine denkbare Gestaltung der Dinge auf der Balkanhalbinsel für die Existenz der Monarchie gefährlicher sein kann als die Alternative, in welche sie ihr Vaterland hineinzusetzen sich bemühten. Glücklicherweise ward dieser bedenklichen Situation die Spitze abgebrochen, indem Oesterreich offen und treu in den Dreikaiserbund eintrat. Eine Loslösung von demselben wäre aber heute noch fast gleichbedeutend mit einem Kampfe um die Existenz. So darf man denn mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß, wenn der geschlossene Friede den Beifall Englands nicht finden sollte, dieses ohne Bundesgenossen seinen Strauß mit Rußland wird ausfechten müssen. Im Interesse deutscher Größe ist die Hoffnung am Platze, daß Rußland auch aus diesem Kriege siegreich hervorgehe.

Hat Deutschland kein directes Interesse an der Umgestaltung des Orients, so ist dies nicht der Fall bei den beiden Mächten Oesterreich-Ungarn und England. Hundert und hundert Mal konnte man in allen Tonarten abgeleiert in allen turkophilen Blättern lesen, daß die Interessen Oesterreichs und Englands im Oriente identisch wären und daß eine Allianz dieser beiden Staaten in der Natur der Dinge liege. Kein Dogma stand fester als gerade dieses, und unverhohlen lebten die Russophoben bei Ausbruch des Krieges in der Hoffnung es bedürfe nur des geringsten Anstoßes um die Verständigung der beiden Mächte zu einer gemeinsamen Action gegen Rußland herbeizuführen. Sie betrachteten und lehrten es überall als selbstverständlich, daß das unter Deutschlands Aegide zu Stande gekommene Dreikaiserbündniß (Deutschland, Oesterreich, Rußland) gesprengt werden und Oesterreich dafür in das engste Bündniß mit England treten müßte. Diese Leute haben sich indeß grausam verrechnet. Ganz abgesehen von der Lage, in welche Oesterreich durch die politische Constellation versetzt war, erklärt sich die Politik dieses Staates dadurch, daß die Interessen Englands und Oesterreichs durchaus nicht identisch sind. Wie man darüber in Wien denkt, beweist folgende Aeußerung des Londoner „Eastern Budget“, eines Organes, welches den österreichischen Regierungskreisen sehr nahe steht. Dieses erhielt aus Wien, 28. Dezember 1877 folgende Mittheilung: „Bei dem gegenwärtigen Stadium der orientalischen Frage kann ferner an die Erhaltung des status quo in der Türkei nicht gedacht werden; alles, was die Großmächte zu über-

legen haben, ist die Frage, wie ihre eigenen Interessen am besten geschützt werden können. Es ist nicht anzunehmen, daß Oesterreich-Ungarn, welches so lange an dem Dreikaiserbündniß gehangen hat, die dadurch gewonnene Sicherheit aufgeben werde, um bessere Bürgschaften in den Möglichkeiten einer neuen und weit ungewisseren Politik zu suchen. Obendrein ist der Stand der öffentlichen Meinung in England nicht derart, daß er der österreichisch-ungarischen Regierung irgend Muth machen könnte, ihrer gegenwärtigen Haltung zu entsagen."

Schon in meiner Schrift über „Die Türkei im Kampfe mit Rußland" [1]) habe ich dargethan, daß England heute, und besonders in einem Orientkriege, ein völlig werthloser Verbündeter sei, Oesterreich aber vollends gar keine Ursache habe, den Briten Gefälligkeitsdienste zu leisten. Ich sprach es damals rund heraus, daß es für Oesterreich nur Eine schlimmere Chance als die Besetzung Stambuls durch die Russen geben könne, das ist Constantinopel in den Händen der Engländer. Ohne eine directe Widerlegung zu finden, ist dieser Satz von den Turkophilen natürlich angefochten worden, [2]) und es gereicht mir zur nicht geringen Beruhigung, nunmehr zu sehen, daß meine Ansicht schon lange vor mir von einem Manne getheilt worden ist, dessen competentes Urtheil in orientalischen Dingen wohl keinem Zweifel unliegt. Es ist im höchsten Grade charakteristisch, daß, während die großen Blätter Deutschlands und Oesterreichs sich beeilten aus den längst gegenstandslos gewordenen Schriften eines halben Türken wie Prokesch-Osten, oder eines politischen Chamäleons wie Gentz, oder eines enthusiastischen Schwärmers wie Fallmerayer politisches Capital zu schlagen und an deren Brüsten Weisheit zu saugen, sie die kürzlich erschienenen „Memoiren des Baron Bruck" [3]) keiner weiteren Beachtung würdigten, dieselben vielmehr todtzuschweigen trachten. Nun ist unbestritten Frhr. von Bruck als österreichischer Staatsmann eben so bedeutend, als Gentz unbedeutend gewesen; jener kannte den Orient und speciell die türkischen Zustände aus eigener Anschauung und jahrelangem Aufenthalte in Constantinopel, dieser hatte nie den Fuß auf türkisches Gebiet

[1]) S. 110.

[2]) Beilage zur Allgem Ztg Nr. 216 vom 4. August 1877. S. 3258.

[3]) Memoiren des Freiherrn von Bruck aus der Zeit des Krimkriegs. Herausgegeben von dessen Privatsecretär Isidor Heller. Wien, Pest und Leipzig. A. Hartleben 1877. 8⁰.

gesetzt, und seine anerkannt schlechte Politik hätte allein schon hinreichen sollen, als verwerflich erscheinen zu lassen, was er empfiehlt. Bruck's Worte und Ansichten sollen aber nicht todtgeschwiegen werden, sie sollen gehört werden, und es ist Zeit, daran zu erinnern, daß schon dieser Staatsmann die Unverträglichkeit der Interessen Oesterreichs und Englands im Oriente erkannte.

Freiherr von Bruck, von den Zeiten des Krimkrieges sprechend, ist der Ansicht: Rußlands Berechtigung, die Lage der religionsverwandten Bevölkerung im osmanischen Reiche zu überwachen, ließ sich kaum in Zweifel ziehen. Europa könne eher der russischen Regierung den Vorwurf machen, daß sie sich ihrer durch Rechte erhöhten Pflichten für die Christenheit nicht früher erinnerte, und wo sie sich ihrer zu erinnern schien, es in der Regel nur that, um ihre politischen Interessen zu führen. Bruck war mit Rußland über die Beendigung der türkischen Wirthschaft einverstanden, ja wollte selbst in dieser Richtung weiter als Rußland gehen, da Letzteres nur den Sultan zum Vasallen zu haben wünschte, er aber eine volle Umgestaltung der europäischen Türkei anstrebte. Dieser hochbedeutende Staatsmann hielt also den Bestand der Pfortenregierung keineswegs für ein österreichisches Interesse und hatte die Hohlheit dieses Dogma's längst durchschaut. Eben so energisch bekämpfte er aber den für Oesterreich schädlichen Einfluß Englands in Stambul, welches damals so wie jetzt wieder die Türkei zum Kriege gegen Rußland insgeheim getrieben, um dabei im Trüben zu fischen. Bruck deckt alle Schleichwege der britischen Intriguenpolitik, welche den Krimkrieg veranlaßte, rückhaltlos auf, und damit ist zwar der historischen Wahrheit, nicht aber den zahlreichen schwärmerischen Verehrern Albion's ein Dienst erwiesen. „Wo liegt," so frägt er, „der Unterschied zwischen der Erhaltung eines osmanischen Ministeriums durch England und dessen Sturz durch Rußland?" Er zeigt ferner, wie von allen Mächten blos England zu gewinnen verstanden hatte, wie sehr bald ein Ministerium zu Stande gebracht ward, das man das englische nannte. England zog es nämlich vor, die Pforte allein als angeblich selbstständige Macht Rußland gegenüber zu stellen, wodurch man den Gewinn hatte, dieselbe in der Meinung, daß man nur für ihre unantastbare Souveränität bedacht sei, zu bestärken und sie dadurch zum hartnäckigsten Feind Rußlands und zugleich zum Sclaven ihres Beschützers zu machen. Zugleich hatte man einen Vortheil, auf den England in letzter Zeit so vielfach reflec=

tirte, nämlich den Kampf für eigene Interessen mit fremden Mitteln zu führen und konnte schlimmsten Falls beim unglücklichen Verlaufe der Dinge den mißleiteten Clienten im Stiche lassen, wie England das schon anderweitig wiederholt gethan. Den Alliirten dem eigenen Interesse opfern ist schon öfters das Kriterium englischer Freundschaft gewesen, und äußerte doch ein denkender Beobachter über die Katastrophe von Sinope, welche England so leicht hätte verhindern können: es liege ganz im Geiste der englischen Allianzpolitik sich von Rußland den Dienst erweisen zu lassen, die brauchbarsten Schiffe der Türken und deren beste Seeleute in die Luft zu sprengen, wobei man wohl nur bedauert habe, daß die russische Flotte bei dieser Dienstleistung nicht auch Löcher in den Leib bekomme. Jedenfalls hat England, nach Bruck's Auffassung, Europa Ursache genug zum Mißtrauen gegegeben, und ohne die diplomatischen Sünden und ihre politischen Uebergriffe der Gegner zu verdecken oder zu beschönigen, darf das uns doch nicht blind machen für die englische Perfidie, die auf Rechnung der europäischen Gefühlspolitik gute Geschäfte macht. Als endlich England einsah, daß es sich nicht um den Bart, sondern um die Tasche des Sultans handle, wurde es wüthend wie ein Jagdhund, der das Blut des angeschossenen Ebers wittert.

Ich überlasse es jedem Einsichtigen, die Parallele zwischen diesen Reminiscenzen aus dem Krimkriege und den jetzigen Vorgängen zu ziehen; daß die Türkei abermals das Opfer ihres wohlwollenden britischen Freundes geworden, wird jetzt schon von Wenigen bezweifelt. Eine wahrhaft unbefangene, von tiefer staatsmännischer Einsicht zeugende Auffassung der Dinge bekundet unser Bruck indem er sagt: „Wenn man gegen England wegen der Wahl seiner Mittel und der Wandelbarkeit seiner Grundsätze in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten das tiefste Mißtrauen hegen muß, so kann man ihm doch keineswegs aus der stetigen Verfolgung seiner Interessen einen Vorwurf machen. Die kräftige Vertretung der staatlichen Interessen gebietet die Pflicht der Selbsterhaltung;" gewiß, und gerade diese ist es, welche Oesterreich von jeglicher Annäherung an England zurückhalten mußte, wollte es nicht die klägliche Rolle spielen und in die Lage gerathen, in der sich gegenwärtig die Osmanen befinden. Der Trieb der Selbsterhaltung dictirte Oesterreich die wichtigen Worte als es erklärte, die türkischen Südslaven dürften nicht glauben es habe kein Herz für ihre Leiden.

Gegen Englands Eingreifen in den Orient war Bruck schon durch sein Vorleben als Lloyddirector eingenommen. Unter seiner Führung war der adriatische Hafen zum Knotenpunkte der Verbindungen dreier Welttheile gemacht, Trapezunt, Smyrna, Alexandrien, Constantinopel und der griechische Archipel mit den gesammten mitteleuropäischen Interessen verknüpft worden. Dieses Werk sah er durch England bedroht und die Interessen Oesterreichs und Deutschlands untergraben. „England," sagte er, als dieses Constantinopel besetzte, hat als Symbol einen Wollsack, dieser ist die magna charta seiner auswärtigen Politik, welche somit nur ein Handel mit den Meistbietenden sein darf. Die Freundschaft Englands für die Türkei bedeutet im englischen Sinne nur die Vasallenschaft der Pforte. Da diese aber unzuverlässig und die Paschas für Imperials empfänglich sind, müsse der Pforte die freie Wahl benommen werden. Darum ließ England die Seemacht der Türkei zerstören, die kampffähige Mannschaft des Reiches durch Kämpfe und Krankheiten aufreiben, die Geldkräfte der Pforte verzehren, so daß sie nur von dem Gelde vegetirt, daß ihr England leiht, und wodurch sie England für immer zinsbar und tributär bleibt. Und um die Herrschaft vollständig zu machen, besetzten britische Truppen Constantinopel und Gallipoli, schwimmt die britische Flotte im Bosporus, während die türkischen Truppen auf dem Kriegsschauplatze ihrem Schicksal überlassen werden. Die russischen Heere aber über den Pruth zurückzutreiben, überläßt England der österreichischen Armee. Und so reibt sich England vergnügt die Hände, indem es sich sagt: Unermeßliche Resultate haben wir ohne einen Schuß Pulver, ohne Verlust eines einzigen Soldaten erlangt, bloß durch etwas Sand von unseren Kreidefelsen, den wir Europa in die Augen streuten. Die paar verausgabten Millionen werden wir uns schon einzucassiren wissen." — Klingen diese vor einem Vierteljahrhundert gesprochenen Worte nicht wie die warnende Stimme aus dem Grabe eines großen Todten an die leitenden Männer der Gegenwart?

Baron Bruck war schon in Triest auf Grund vielfacher Berichte aus allen Theilen der Levante von glaubhaften und kundigen Beamten und Geschäftsfreunden des Lloyd zu der Ansicht gekommen, die türkische Verwaltung sei nicht bloß unhaltbar, allen gesunden Begriffen von Staatsverwaltung zuwider, sondern auch eine schwere Beschädigung des österreichischen Han=

dels und der österreichischen Erzeugung. Hunderte von Millionen würden Oesterreich und Europa aus dem Orient ziehen können, wenn dieser vortreffliche Boden besser bearbeitet, wenn überhaupt gesellschaftliches und wirthschaftliches Leben in diesem Lande erhöht und der Ertrag jeglicher Leistung nicht von den Blutegeln in den Provinzen verschlungen und der Ueberrest im Serail und von dessen Creaturen vergendet würde. Man kommt zu großen Resultaten, fuhr er fort, wenn man sich es angelegen sein läßt, den Unterschied zwischen dem wirthschaftlichen Ergebnisse der gegenwärtigen Türkei und dem eines von türkischer Herrschaft erlösten Landes zu berechnen, abgesehen von der Pflicht Europa's, die christliche Bevölkerung zu retten, und für die endliche Beseitigung der Unheil stiftenden orientalischen Frage zu sorgen.

So war denn die Haltung der neutralen, nicht kriegführenden Mächte eines der merkwürdigsten und für die Freunde der Türkei enttäuschungsreichsten Schauspiele während des gegenwärtigen Orientkrieges. Nachdem man lange, Jahrzehnte lang, als Dogma gepredigt, daß die Lösung der orientalischen Frage eine allgemein europäische Angelegenheit sei, kamen die Leute aus der Ueberraschung gar nicht heraus, daß „Europa" den „schrecklichen, schauderhaften" Kampf habe ungehindert zum Ausbruche gelangen lassen und demselben sogar bis nun als unthätiger Zuschauer anwohne. Die Erhaltung der Türkei war in dem Gehirne gar Vieler zu einem politischen Axiome verknöchert, an dem keine der continentalen Mächte, die ja Mitunterzeichner des berühmten (besser gesagt: berüchtigten) Pariser Friedensvertrages von 1856 waren, rütteln lassen dürfe. Bis jetzt haben nun alle, darunter selbst jene Mächte, welche man stets als die an der Erhaltung der Türkei zunächst betheiligten darzustellen liebte, dem Werke der Zertrümmerung des Osmanenreiches ruhig zugesehen, obwohl es nicht an Stimmen fehlte, welche sie nur allzu gerne in einen offenen Krieg gegen Rußland zu Gunsten der Türkei hineingesetzt hätten. Nun sind wir an dem Punkte, wo die Geschicke des Osmanenthums sich zu erfüllen beginnen, wo die erste Theilung des Reiches vor der Thüre steht, wenigstens im Principe eingeleitet werden soll. Rußland, auf allen Linien siegreich, siegreich wie seine eifrigsten Parteigänger es kaum jemals ahnen konnten, stellt der zerschmetterten Türkei seine Friedensbedingungen. „Im Grunde kann Rußland fast keine Bedingung stellen, welche nicht zugleich Rechte oder Interessen der anderen Mächte

berühren würde. England kann finden, daß bei Erzerum und Batum englische Interessen ins Spiel kommen; England und die drei Mittelmeer-Mächte, Oesterreich, Italien und Frankreich, werden durch die Dardanellen-Frage direct berührt; die Verhältnisse, in welche die europäischen Vasallenländer und die Balkan-Provinzen zur Pforte gesetzt werden sollen, gehen alle Unterzeichner des Pariser Vertrags und außerdem die nächsten Interessen Oesterreichs an; nicht minder letzteres die Frage der Donau-Mündungen. Es ist schwer, einen Punkt zu finden, der nicht zugleich die eine oder die andere Macht oder fast alle zugleich interessiren müßte. Alle haben aber bereits vor oder jedenfalls mit dem Ausbruche des Kriegs gewußt, daß die Fragen herantreten werden. Leider hat man nirgends etwas davon vernommen, daß in Absicht auf dieselben unter den Mächten eine Gemeinschaft der Anschauungen erhoben und festgestellt worden wäre. Auch jetzt noch verlautet nichts von bestimmten Verabredungen." [1]) So jammern unsere Turkophilen.

Auch diese Erscheinung wird leicht verständlich an der Hand der wissenschaftlichen Untersuchung. Diese ergibt nämlich sehr bald, daß das Dogma von der nothwendigen Erhaltung der Türkei eben nur ein Dogma ist, d. h. ein Glaubenssatz ist, der keine nähere Prüfung verträgt. Das Räthsel von der sonderbar gleichgültigen Haltung der Mächte löst sich sehr einfach dadurch, daß gar keine ein eigentliches Interesse an der Erhaltung der Pfortenregierung, sondern lediglich daran habe, daß bei Betheiligung derselben ihre anderweitigen Interessen nicht gefährdet werden. Diese anderweitigen Interessen lassen sich jedoch sehr schwer definiren und sind thatsächlich nicht bei zwei Mächten, geschweige denn bei allen Mächten, die gleichen. Eine „Gemeinschaft der Anschauungen unter den Mächten", welche die Turkophilen so sehr vermissen, ist einfach deßhalb nicht vorhanden, weil die Mächte keine gemeinsamen Interessen im Oriente zu vertreten haben, ja weil vielmehr, wie ich vorstehend gezeigt habe, die Interessen jeder einzelnen Macht jenen der anderen geradezu zuwiderlaufen.

[1]) Allg. Ztg. vom 23. Jänner 1878

X.

Der orientalische Krieg und das Völkerrecht.

Wer sich einmal auf Grund nüchterner, wissenschaftlicher Betrachtung zur Erkenntniß von der Naturnothwendigkeit des gegenwärtigen orientalischen Krieges emporgeschwungen, dem werden die pathetischen Ergüsse der Russophilen über die schmachvolle Knechtung der christlichen Glaubensgenossen und slavischen Stammesbrüder eben soviel gelten, wie die von sittlicher Entrüstung dictirten Auslassungen der Türkenfreunde über den, wie sie sagen, von Rußland angezettelten, vom Zaune gebrochenen Krieg, für welchen dieses sich ein Mandat von Europa zu erschleichen gesucht habe, oder über die treulose Felonie der Vasallen, welche dem gnädigen Oberherrn den schuldigen Gehorsam aufgesagt, ja gar verrätherischerweise die Waffen gegen ihn ergriffen. Diese und alle ähnlichen Phrasen, die man täglich schockweise lesen und hören kann, müssen auf einen objectiven Beurtheiler der Weltereignisse im höchsten Grade komisch wirken, wenn sie ihn nicht mit Ekel vor dem Treiben der Parteien erfüllen, welche doch ihrerseits wiederum Nothwendigkeiten und weltgeschichtliche Factoren sind. Das Pochen auf die geschriebenen Verträge ist, ich habe dieß schon wiederholt auseinandergesetzt, durchaus lächerlich, unstatthaft, sobald diese Verträge durch die Natur der Dinge von selbst hinfällig geworden sind. Ja, die Beseitigung solcher nichtswürdigen Schriftstücke, die dann höchstens nur mehr eine reactionäre, das Gemeinwohl schädigende Wirkung zu üben vermögen, ist eine dankenswerthe Handlung. In die Kategorie dieser veralteten, heute jeder gesunden Basis entbehrenden Documente gehört auch der Pariser Vertrag; die Geschichte lehrt aber, daß es zur Beseitigung solcher

Stilübungen in der Regel der Gewalt der Waffen bedarf, und dieß war auch dießmal nöthig. Das Waffengeklirre öffnet dann auch den Blödesten die Augen darüber, daß ihr angebeteter Tractat nichts als ein gewöhnliches Stück Papier ist. Wenn aber in dem gegenwärtigen Kampfe die meisten Unterzeichner des Pariser Vertrages dem Zerreißen desselben durch die Siege des Zaren bisher gleichgültig und mit verschränkten Armen zugesehen, so ist dadurch am besten bewiesen, daß dessen Fortdauer für sie keinen sonderlichen Werth mehr besaß, daß er sich also selbst überlebt habe und sein Untergang keines Bedauerns würdig ist. Der Culturforscher muß es demnach lediglich dem Parteipolitiker überlassen, von einem „Vertragsbruche" Rußlands zu schwätzen; er weiß, daß die vollendeten Thatsachen hintendrein doch die allseitige Billigung, ja die Billigung selbst der einsichtsvoll gewordenen Gegner erhalten. Ueberaus lehrreich ist in dieser Hinsicht das der Gegenwart entnommene Beispiel von dem Urtheile, welches österreichische Blätter über den leider so rasch dahingeschiedenen ersten König von Italien, den früheren Gegner, zu fällen nicht umhin konnten. „Am Sarg eines Monarchen hat der Vorwurf: daß er seines Volkes wegen dem Nachbarstaat Unrecht zugefügt, keinen Sinn, denn der Tadel verwandelt sich in Lob. Alles, was das Ausland, Oesterreich voran, dem heute verstorbenen König von Italien Schlimmes nachsagen kann, wird ihm in Italien selbst stets als das größte Verdienst angerechnet werden: denn hätte er nicht gegen die Verträge gehandelt, so würde er Italiens Wiedergeburt verhindert haben... Darum wollen wir auch nicht an dem Namen mäkeln, den ihm nicht servile Schmeichler, sondern Männer von freier Ueberzeugung beilegten, dem Namen des Rè Galantuomo. Seinem eigenen Volke gegenüber hat er ihn verdient, und dieß ist genug. In einer Zeit, die mit beschworenen Verträgen Fangball spielt und das Recht des Stärkeren als die höchste Instanz internationaler Streitfragen anerkennt, schiene es uns wahrhaft kleinlich, einen Fürsten darum zu schmähen, weil er die Rechte Fremder zerstörte, um dem Rechte des eigenen Volkes auf ein selbständiges Staatsleben Raum zu schaffen. Seinem Volke hat er Treue gehalten, hat er nie ein Versprechen gebrochen." Zu solch wahrhaft staatsmännischer Auffassung und culturhistorischer Würdigung erhebt sich die „Neue freie Presse", das turkophilste Organ Wiens. Die Nutzanwendung auf das ganz analoge Verhalten der russischen Politik liegt auf flacher Hand. Ueberall und überall, aus allen Zeiten und bei allen

Völkern gellt es uns in die Ohren, daß der Satz: fiat justitia, pereat mundus eine dreiste Lüge sei. Pereat justitia, vivat mundus spricht die Geschichte.

Es ist ganz gewiß zulässig, vom völkerrechtlichen Standpunkte aus das natürliche Recht der Türkei zu beleuchten, man darf dabei nur nicht glauben, damit mehr als eine Spielerei zu Wege gebracht zu haben. Ich meinestheils kann nicht entscheiden, ob Junius junior Recht hat, das Vorgehen Rußlands als durch die Sätze des europäischen Völkerrechtes geschützt darzustellen, ich kann mir auch sehr wohl denken, daß gerade von dem nämlichen Gesichtspunkte andere die Türkei und ihren Großherrn in Schutz nehmen. In der Geschichte der Menschheit kommt es aber darauf gar nicht an. Man kann zehn- und hundertmal Recht haben, zu sagen — und ich selbst bezweifle dieß am allerwenigsten, — daß die Türken das von ihnen in Asien und Europa besessene Land kraft des besten Titels halten, welchen das moderne europäische, civilisirte christliche Völkerrecht kennt, kraft des Rechtes der Eroberung; man kann — und abermals mit Recht — behaupten, daß die Sätze, womit die Existenzberechtigung des osmanischen Reiches angegriffen wird, wie z. B. Europa den Europäern, oder die Türkei habe gewisse Culturbedingungen nicht erfüllt, oder sie hätte ihr Recht auf ihre Existenz in Europa durch Nichterfüllung des Pariser Vertrages verwirkt, man kann, sage ich, mit vollstem Rechte behaupten, daß alle diese Sätze keine völkerrechtliche Bedeutung haben, eben so wenig wie die russischen Herzenswünsche auf Macht- und Gebietserweiterung, Oeffnung der Dardanellen u. s. w., oder der montenegrinische Wunsch, an das Meer zu kommen; — wer aber dieß einfach deßhalb, weil es nicht völkerrechtlich ist, als alberne Redensarten bezeichnet, stellt sich selbst in culturgeschichtlichen Dingen ein jämmerliches geistiges Armuthszeugniß aus. Das Völkerrecht ist hervorgegangen aus dem Kopfe der Menschen, es liegt nicht in der Natur, es ist kein Naturgesetz, und die geschichtliche Entwicklung der Völker und Staaten weiß nichts davon. Man zeige doch in der ganzen Geschichte, seitdem Menschen sie aufzeichnen, einen einzigen Fall, in welchem die Dinge sich mit Rücksicht auf die Vorschriften des Völkerrechtes entwickelt hätten! Und gerade so wenig nimmt der jetzt im Oriente vor sich gehende Umgestaltungsproceß darauf Rücksicht, daß das Völkerrecht die culturgeschichtlichen Postulate der Gegenwart als „alberne Redensarten" zu bezeichnen beliebt. Schon stehen wir im Angesichte von Thatsachen, welche die greifbare Realität

dieser „albernen Redensarten" auch dem Ungläubigsten ad oculos demonstriren, indem sie im Begriffe stehen, dieselben in Wirklichkeiten zu verwandeln. Diese Thatsachen kann man nicht läugnen und das Geschehene läßt sich nicht ungeschehen machen. Die slavischen Erfolge und die türkischen Niederlagen lassen sich nicht mehr auslöschen. Wo bleibt aber dann das „Völkerrecht"? und welchen Werth hat dasselbe für eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Dinge? Es ist wahr, die Türkei besteht in Europa kraft des besten Titels des Völkerrechts, kraft des Rechts der Eroberung; nun wohl, kraft des nämlichen Rechts der Eroberung, dieses besten Titels des Völkerrechts, schafft nunmehr Rußland neue Zustände, welche der Türkei die Wurzeln ihrer Existenz abschneiden. So wenig wie andere Völker haben die Türken ein „natürliches" Recht; ein solches ist nur das immer und ewig Ausschlag gebende Recht des Stärkeren, und dieses hat einstweilen über die Osmanen das Verdict gesprochen. Sehr wahr und treffend schreibt der geistvolle Carus Sterne in einer Kritik meiner „Culturgeschichte:" „Man hat der Geschichtsforschung ein höheres Interesse bekanntlich dadurch zu geben gesucht, daß man ihr das Motto gab: „„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht,"" einen Ausspruch, den man aber nicht vom Standpunkte der menschlichen Gerechtigkeit nehmen darf, denn ein Gericht, welches in der Regel die Kinder für die Sünden ihrer Großväter heimsucht, würde schon vor dem Tribunale des blödesten Landrichters der Ungerechtigkeit geziehen werden. Diese Idee, die Hausmoral des täglichen Lebens, einer gewissen Klasse, eines bestimmten Volkes, einer modernen Zeit, als allgemeinen Maßstab an die Geschichte anderer Zeiten und Völker zu legen, wäre schon an sich ganz verkehrt, aber das Verfahren wird doppelt unglücklich dadurch, daß die „Moral" der Völker überhaupt mit der Moral des Einzelnen keine Verwechslung gestattet . . . . .

„Die Völker treten einander gegenüber als verschiedene Naturgattungen, die, ihrer Heimath und Blutmischung gemäß, sich zu einem Ziele entwickeln, welches sie eben so wenig kennen, als die Raupe ihr Schmetterlingsleben. Unabänderlich treten sie mit ihren Nachbarn in Kampf und Mitbewerbung, um unterzugehen oder zu siegen, nach der Strenge eines Naturgesetzes, durch Anlagen, die sich im letzteren Falle möglicherweise weiter ausbilden werden. Von Moral oder Gemüthlichkeit ist bei dem Aufeinanderprallen der Massen keine Rede. Wie die chemischen Verwandtschaften im lebenden Körper andere Wege gehen als im

tödten, so wandeln sich die Naturgesetze in dem Organismus höherer Ordnung zu Gesellschafts- oder Moralgesetzen, die oft genug mit dem „Naturrechte" in schreiendem und gleichwohl rechtmäßigem Gegensatze stehen, woraus folgt, daß die Moral bei jeder Gesellschaftsvarietät eine andere sein wird und ihre Gesetze, wie Montesquieu sagte, mit den Breitegraden wechseln." [1])

Mit sehr anerkennenswerther Ruhe beurtheilt der „Osmane" das Factum der jüngsten russischen Kriegserklärung an die hohe Pforte, indem er sagt: „Vom Standpunkte des theoretischen Völkerrechts ist diese Kriegserklärung durch nichts gerechtfertigt; es wäre aber unnütz, sich darüber in Entrüstungs-Tiraden auszulassen. Racenhochmuth und Unwissenheit hat die Türken vermocht, die Lehren des Krimkrieges in den Wind zu schlagen; sie zogen es vor, auf Kosten der Wohlfahrt des Landes und auf Kosten Europa's ein Schlaraffenleben zu führen und schließlich mit dem Erbfeind, soweit es der Koran gestattet, in Champagner Brüderschaft zu trinken und die Stöpsel der Flaschen ihren bewährtesten Freunden ins Gesicht zu schleudern; sie haben kein Recht, sich über das völkerrechtswidrige Benehmen Rußlands zu beschweren. Rußland aber thut nicht mehr und nicht weniger, als was andere Staaten gethan haben; unter dem Vorwande, seine Glaubensgenossen oder seine Stammverwandten zu beschützen, erklärte es der Pforte den Krieg; also derselbe Grund, der 1860 die französischen Truppen nach der syrischen Küste führte, um die katholischen Maroniten zu schützen; der die Preußen und Oesterreicher 1864 nach Schleswig führte, um die dort unterdrückten Deutschen zu befreien; aus demselben Grunde erwärmen sich die Sympathien der Türken für ihre Glaubensgenossen im Kaukasus, in Turkestan, in China, in Indien, in Atschin und in Algier; die Sympathie der Holländer für ihre Stammesgenossen in Transvaal. In England machte man sich über diesen Sympathienschwindel lustig, weiß ihn aber auch mittelst des Cant aufzuregen, wenn es zweckmäßig ist. Vor vierzig Jahren ereiferte man sich in Old England über die Sklaverei in Amerika, damals galt es sogar für sündhaft, den durch Sklavenarbeit erzeugten Zucker zu genießen, während doch dieselben frommen und menschenfreundlichen Herren in Sheffield und Birmingham die

[1]) „Die Gegenwart," Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, herausgegeben von Paul Lindau, Nr. 26 vom 30. Juni 1877, S. 413.

Ketten, Hand- und Fußschellen fabricirten, mit denen die Sklaven in Amerika gefesselt wurden; fünfundzwanzig Jahre später erwärmte man sich sogar für die amerikanischen Sklavenhalter und bethätigte diese Sympathien durch die Ausrüstung des Alabama." Mit der Aufzählung solcher Fälle hätte übrigens der Verfasser noch lange fortfahren können und besonders die Geschichte Englands im Verkehre mit minder civilisirten und schwächeren Völkerschaften bietet bis in die jüngste Gegenwart eine überreiche Fülle von Beispielen eines durchtriebenen, ränkevollen Intriguenspiels, wo unter dem Mantel der Loyalität und der „allgemeinen Culturinteressen der Menschheit" mit rücksichtsloser Rohheit und frecher Verhöhnung des Völkerrechts das ureigenste, nackteste Interesse des Inselreiches verfolgt wurde. Eine cynischere, ränkevollere Politik durch Jahrhunderte hindurch hat wohl kein anderer Staat aufzuweisen, und der in manchen Kreisen Deutschlands herrschenden Anglolatrie gegenüber ist es nothwendig, auf das Stärkste immer und immer wieder zu betonen, daß England in seiner auswärtigen Politik der deutschen meistens feindlich gegenüber stand, und daß es überhaupt, wo seine Handelsinteressen, wenn auch noch so entfernt, berührt wurden, Wege einzuschlagen für gut befand, die von denen, welche das Völkerrecht zeigt, weit abweichen. Den Beinamen „das perfide Albion" hat es sich im Laufe der Geschichte auf das Redlichste verdient. Die Leistungen Großbritanniens auf diesem Gebiete beleuchtet sehr scharf die kleine Schrift: „Rußland und England" von Junius jun.; sie zeigt, daß England sich hauptsächlich, ja sogar ausschließlich seiner Handelsinteressen wegen an den Kriegen in Portugal, Spanien, Deutschland, Frankreich, Aegypten, der Türkei u. s. w. betheiligte, ohne sich darum zu kümmern, welche Folgen seine, von mercantiler Politik begrenzte Theilnahme für die ihm vertrauenden Verbündeten haben mochte. Man kann ihm diese Engherzigkeit in politischer Hinsicht nicht verargen, denn jeder Staat hat das Recht des Egoismus, der besonnene Culturhistoriker wird aber fordern müssen, daß die Nachsicht, die stillschweigend gegen den Einen geübt wird, dem Anderen nicht versagt werde.

XI.

Die Erhaltung der Türkei und die Völkercultur.

In den vorstehenden Abschnitten habe ich mich bemüht zu zeigen, einestheils daß die äußeren Bedingungen, die Interessen der europäischen Mächte, der Erhaltung der Türkei nicht günstig sind, andererseits daß nach den Bedingungen seiner inneren Culturzustände das türkische Reich die zu seiner Erhaltung nöthigen Reformen nimmer zu Stande bringen kann, wenn man unter Reformen solche Maßnahmen versteht, welche die Türkei zu einem Gliede des europäischen Culturkreises zu erheben geeignet sein sollen. Ein europäischer Staat kann und wird die Türkei aus inneren Gründen niemals werden, sie wird stets ein asiatisches Reich bleiben; im günstigsten Falle kann sie, nach Vámbéry's treffendem Ausspruche, modernisirt, nicht aber europäisirt werden. Diese Wahrheit will freilich den politischen Anwälten der Osmanen nicht einleuchten und sie geben sich alle Mühe, das Gegentheil plausibel zu machen, obwohl sie zu ihren Gunsten nicht Eine Thatsache aufzuführen vermögen. Sie müssen auch so handeln, weil sie sonst nimmer die Frage aufwerfen und natürlich bejahen könnten, ob die Erhaltung der Türkei im Interesse der allgemein menschlichen Cultur zu wünschen sei. Ich muß sofort betonen, daß in dieser Form die Fragestellung wissenschaftlich durchaus verfehlt ist, da, wie ich schon entwickelt habe, es eine allgemeine menschliche Cultur nicht gibt, in ihrem Interesse also überhaupt gar nichts wünschenswerth oder nicht wünschenswerth sein kann. Es fragt sich vielmehr: ist die Erhaltung der Türkei im Interesse der europäischen Cultur, und ganz besonders jener Osteuropa's, wünschenswerth, und daß diese Frage

irgend ein unbefangener Völkerkundiger zu bejahen die Stirne haben sollte, muß ich im höchsten Grade bezweifeln. Kurzes Nachdenken genügt auch, um das Ungereimte einer solchen Bejahung ans Licht zu ziehen. Die Interessen der Cultur Europa's erheischen in erster Linie die möglichste Ausbreitung dieser nämlichen Cultur; niemals kann ein Unterdrücken, ein gewaltsames Zurückhalten von Völkern, denen durch Racenanlage und historische Entwickelung die Pfade europäischer Gesittung vorgezeichnet sind, den europäischen Culturinteressen dienlich sein, und zwar um so weniger, als die Civilisation unseres Welttheiles, wie Geschichte und Völkerkunde uns lehren, nur für einen bestimmten Kreis von Nationen geeignet, für die anderen aber durchaus unpassend, ja geradezu verderblich, tödtlich ist. Dieser Völkerkreis ist nun von Natur aus schon nicht allzu groß, als daß es nicht im höchsten Interesse des Abendlandes liegen sollte, jedes der diesem Kreise angehörenden Mitglieder nach Kräften heranzuziehen und emporzubringen. Da, wie ich gezeigt, die Osmanen für die europäische Gesittung nicht empfänglich, so hat diese um sie sich nicht weiter zu bekümmern, ja muß sie, ob sie will oder nicht, da sie ja doch es nicht hindern kann, ihrem eigenen Schicksale, d. h. ihrem eigenen Entwickelungsgange, überlassen. Wohl aber liegt es im höchsten Interesse Europa's, daß die, nach Vámbéry's eigenem Zeugnisse für die abendländische Cultur empfänglichen christlichen Stämme des Orients derselben immer näher gebracht werden. Daran hat nun die Osmanenherrschaft seit ihrem Bestehen bis zur Stunde diese Stämme gewaltsam gehindert, und nicht das leiseste Anzeichen berechtigt zu der Erwartung, daß bei Fortbestand einer selbst reformirten Türkei ein Umschwung der Dinge in dieser Hinsicht eintreten könne oder werde. Zur Genüge glaube ich dargethan zu haben, wie sehr die Wege der Entwickelung beider Racen aus einander führen. Der natürliche Selbsterhaltungstrieb der dahin schwindenden Osmanen muß deren Herrschaft stets auf die Unterjochung der „Rajah" gründen, und diese kann in nichts anderem als in dem gewaltsamen Zurückhalten jeglichen Culturfortschrittes bei den Unterdrückten gipfeln. Ein Fortschreiten der „Rajah" liegt nimmermehr im Interesse der Osmanen, die klug genug sind zu wissen, was manche ihrer Freunde nicht zu erkennen scheinen, daß jedes Fortschreiten der „Rajah" auf den Bahnen der abendländischen Gesittung deren centrifugalen Emancipationsgelüsten neue Stärkung bringen, die Ruhe und Sicherheit der osmanischen Herrschaft also bedrohen, gefährden muß. Weil die Osmanen instinktiv

dies fühlten, haben sie eben bisher, zum eigensten Nutz und Frommen ihrer Herrschaft, jene culturschädliche Rolle gespielt, die ihnen jedes Anrecht raubt, als Mitglied der europäischen Völkerfamilie betrachtet zu werden.

Wer im Geiste die Geschichte des Osmanenthums an sich vorüberziehen läßt, der kann für die Verfasser des nunmehr wohl ziemlich beseitigten Pariser Tractats vom Jahre 1856 nur ein geringschätziges Lächeln haben. Diese Leute vermaßen sich vom grünen Tisch frischweg zu decretiren, die Türkei sei nunmehr in das „europäische Concert" aufgenommen und als ein ebenbürtiges Glied in der Reihe der Culturnationen zu betrachten. Als ob eine solche Stellung überhaupt einfach stipulirt, decretirt werden könnte, als ob sie nicht durch entsprechende Leistungen mühsam und sauer errungen sein wollte! Und nun wundern sich die Aermsten, daß die Pforte ihren Erwartungen nicht entsprochen, oder schreien gar Zeter, daß die Verträge mißachtet, gebrochen, zerrissen werden. Sie bedenken nicht, daß, wenn Unmögliches stipulirt werde, das Nichthalten der Stipulationen nicht auf den Vertragsbrecher, sondern auf den Stipulanten zurückfällt. Wo sind aber, frage ich, die Culturleistungen der Osmanen, welche sie zu der Stellung berechtigen, die ihnen der Pariser Vertrag anweist und welche ihre Freunde nicht übel Lust verspüren, von neuem zu bekräftigen, indem sie die Erhaltung der Türkei als von allgemeinen Culturinteressen der Menschheit geboten erklären. Bei der allergewissenhaftesten Prüfung vermag diese niemand zu nennen. Dagegen wird aber der Culturforscher den heutigen Zustand der südslavischen Völkerschaften niemand anderen zur Last legen, als den Osmanen. Wer die Geschichte dieser Völkerschaften kennt, weiß, daß zur Zeit des unheilvollen Osmanen-Einbruches Serben und Bulgaren auf einer Gesittungsstufe standen, welche von jener des damaligen Abendlandes gar so weit nicht entfernt war, welche zum mindesten die Hoffnung gestattete, es würden diese Völker ihre westlichen Nachbarn in Bälde einholen. Die Literatur dieser Völker, sowohl die altbulgarische, wie die altserbische, aus welch letzterer so eben epische und lyrische Dichtungen dem deutschen Publikum neu vorgelegt werden,[1]) lassen darüber keinen Zweifel; nur wird dieselbe am wenigsten gekannt

---

[1]) Wilhelm Gerhards Gesänge der Serben. Zweite Auflage, herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Carl Braun-Wiesbaden. Leipzig. Joh. Ambr. Barth. 1877. 8⁰.

oder gar studirt von jenen, welche mit einem absprechenden Urtheile über die Südslaven rasch bei der Hand sind. Gibt es doch eine Menge Gebildetseinwollender, bei denen die Erwähnung dieser dereinstigen relativ hohen südslavischen Cultur nur auf ein vornehm verächtliches Achselzucken stoßt! Indeß stehen die Thatsachen, trotz des Kopfschüttelns solcher Ignoranten, doch fest. Diese gesammten vielversprechenden Culturbestrebungen des europäischen Südostens, in dem Byzanz das ganze Mittelalter hindurch als Leuchte der Wissenschaft und der Gesittung weithin strahlte, als eine Leuchte, an welcher sich nachweislich das Feuer unserer eigensten abendländischen Cultur, der Renaissance, entzündete, — alle diese Culturbestrebungen wurden von den Rossen der Osmanen in den Boden gestampft. Ich weise auf das, was ich in meiner „Culturgeschichte" im Allgemeinen über die Wirkungen gesagt, welche die Berührungen zweier verschiedener Culturstadien nothwendig erzeugen müssen. Woher die heutige Verwilderung der türkischen Südslaven herrührt, wird dann wohl niemanden unklar sein, und wenn uns heute diese Völker mit viel Emphase als rohe Barbarenhorden dargestellt werden, für deren Culturhebung es lächerlich sei, sich zu begeistern, so übersehen solche Stimmen bloß, daß die vielgepriesenen Osmanen selbst diese Zustände verursacht haben. Kein culturhistorisch geschärftes Auge wird sich wundern, daß unter dem Osmanenjoche die Südslaven den Osmanen ähnlich werden mußten, niemand aber darf sich wundern, wenn dieses Aehnlichwerden heute seine Früchte trägt, wenn die befreiten „Rajah" den Türken heimzahlen in jener Münze, die sie einst selbst erhielten. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, bringen die Zeitungen Schaudergemälde von den nach Stambul „vor der Rache der losgelassenen Bulgaren fliehenden" Türken. Dieser Satz, welchen unsere Turkophilen ahnungslos ins Publikum werfen, erzählt die ganze Geschichte der Osmanenherrschaft, enthält die bitterste Anklage gegen dieselbe. Losgelassen nennt man die Bulgaren, also waren sie wohl bis jetzt gefesselt; und warum flieht die türkische Bevölkerung vor ihnen? Weil sie deren Rache fürchtet. Wessen Rache fürchtet man aber? Jedenfalls nur die Rache dessen, der Grund zur Rache hat. Es ist also einfach ein Tag der Heimzahlung angebrochen, der Nemesis würde ich sagen, wenn ich teleologischen Anschauungen huldigte. Die Nemesis brauchen wir nicht, wir setzen an deren Stelle das einfache weltenbeherrschende Gesetz von Ursache und Wirkung, und können damit die Erscheinung trefflich erklären. Dieses allein kann uns leiten

in dem verworrenen Knäuel, in den politische Taschenspieler die verschiedenen türkischen, bulgarischen und russischen „Gräuel" zusammengeballt, um nach Bedarf die Culturstufe der einen oder der anderen Race herabzudrücken. Der Culturforscher läßt sich durch solche Gaukeleien nicht blenden; er weiß genau, woran er sich zu halten hat, wo die Ursache dieser Erscheinungen liegt. Wo immer mongolische Horden — und die Türken gehören zu den mongolischen Völkern [1]) — mit arischen Stämmen zusammengekommen und letztere unterjocht haben, ist ein tiefer Culturverfall die Folge gewesen. Die ‚Geschichte Rußlands bietet ein ganz analoges Beispiel. Wie bei den Südslaven blühten auch bei den Russen — einem ächt arischen Kernvolke — vielversprechende Gesittungsanfänge', als die Mongolenfluth alles zu Boden warf und die Jahrhunderte dauernde Tatarenherrschaft das Volk in seiner Entwickelung gewaltsam zurückschleuderte. Weil nun in Folge der culturvernichtenden Wirkung des mongolischen Elementes die Unterjochten den Bedrückern ähnlich geworden, wird schlechtweg behauptet, sie seien um kein Haar besser als diese, ein Irrthum, gegen welchen der Ethnologe nicht kräftig genug protestiren kann. Alle diese Stämme und Völker haben nämlich — sobald sie aus der sie bedrückenden Herrschaft einer barbarischen Race entlassen wurden — einen sehr ansehnlichen Gesittungsaufschwung genommen und dadurch ihre Befähigung für die abendländische Cultur erwiesen. Dieser Aufschwung ist am bedeutendsten bei den Russen, welche am längsten vom Tatarenjoche befreit sind, er ist sehr erheblich bei den Griechen des Königreiches, die erst vor einem halben Jahrhundert die Türken los wurden, er ist beträchtlich bei den Serben, welchen noch vor einem Jahrzehnt ein osmanischer Pascha zu Belgrad im Nacken saß, er ist selbst sehr bemerklich bei den Bulgaren, welche nur ein weniger straffes Anspannen der Zügel seitens ihrer Beherrscher benützen, sich noch nicht der völligen Unabhängigkeit erfreuen konnten. Kein denkender Kopf wird sich der Einsicht verschließen, daß mit ihrer Befreiung vom Osmanenthume alle bis jetzt niedergehaltenen Stämme der Türkei nach einer raschen Gesittungsvermehrung streben werden, woran beim Fortbestande des Türkenreiches gar nicht zu denken ist. Mit anderen Worten der Culturaufschwung der Balkanvölker ist an den Untergang der Osmanenherrschaft geknüpft.

---

[1]) Friedr. Müller, Allgem. Ethnographie S. 19.

Mit diesen Erwägungen ist eigentlich die Frage, ob die Erhaltung der Türkei ein europäisches Culturinteresse sei, schon im negativen Sinne entschieden. Unser Interesse erfordert den Aufschwung des europäischen Ostens, und alles, was ihn zu hindern geeignet ist, muß beseitigt werden, hat keinen Anspruch auf Duldung. Wer für die Erhaltung der Türkei plaidirt — darüber darf keine Illusion bestehen, — der will eben den Aufschwung der heutigen Rajah nicht, wer diesen aber nicht will, der darf sich nicht mit dem Mantel der Interessen allgemein menschlicher Cultur drapiren, der ist einfach ein Feind der europäischen Gesittung. Politische Gründe mögen diesen oder jenen zu einem Gegner der türkischen Christenvölker, zu einem Parteigänger des Osmanenthums machen; auf politische Gründe gehe ich hier nicht ein, gebe aber deren subjective Berechtigung willig zu. Was mir schadet, trachte ich zu hindern, ob es auch dem allgemeinen Besten frommt. Dieser egoistische Standpunkt ist vollkommen am Platze in der Politik, die ja darnach handelt, handeln muß. Man schütze aber, um denselben zu maskiren, nicht die Wissenschaft vor, am allerwenigsten jene Wissenschaft, welche das Studium der Culturprobleme sich zur Aufgabe stellt. Für den Culturforscher hat es gar keinen Werth, die orientalische Frage wieder in die beiden untergeordneten Fragen zu zerlegen: was, den Untergang des türkischen Reiches vorausgesetzt, an seine Stelle treten könnte, und was die Erhaltung vorausgesetzt, dasselbe für die Cultur der Menschheit zu leisten berufen sein kann. Und an der Beantwortung dieser Fragen will ich sogleich deren Werthlosigkeit für die Wissenschaft zeigen.

Die Beantwortung der ersten Frage kann — so sagt man — nur für die Unkenntniß oder absichtliche Selbsttäuschung zweifelhaft sein. An die Stelle des untergegangenen türkischen Reiches könnte unter allen denkbaren Umständen nur die mittelbare oder unmittelbare russische Herrschaft treten; das Ländermaterial eines untergehenden türkischen Reiches wird entweder russische Provinz oder russische Satrapie. Nun gut, obwohl in dieser Ansicht ein gut Theil jener absurden Furcht vor dem Popanz des sogenannten „Panslavismus" steckt, den jeder Ethnologe verlacht, der aber unseren Türkenverehrern treffliche Dienste leistet, so will ich dieselbe doch als exact, als erwiesen annehmen. Die Frage ist also: „ob ein solches Ergebniß der menschlichen Cultur förderlicher sein würde, als das Dasein einer reformirten Türkei." Setzen wir statt „menschlicher" wieder das einzig zuläßige „europäische" Cultur, so wird eine Bejahung der Frage gar nicht zweifelhaft sein

können, aber nicht etwa weil ein christlicher Staat unter allen Umständen vor einem nichtchristlichen den Vorzug verdient, sondern weil eine russische Satrapie oder Provinz der europäischen Cultur immer noch unvergleichlich näher steht und ihr naturgemäß immer näher rücken muß, als eine reformirte Türkei, reformirt in dem Sinne nämlich, in welchem, wie ich gezeigt habe, eine Reform einzig möglich ist. Die heutige Länder- und Völkerkunde kann sich ein ganz genaues Bild von dem Culturzustande entwerfen, welcher gegenwärtig in den Provinzen des osmanischen und des russischen Reiches herrscht; sie kennt die Uebelstände, woran beide Länder kranken und weiß, wie tief dieselben gehen; eben auf Grund dieser Kenntniß darf man aber, zieht man die Bilanz in den beiden Reichen, es unverhohlen aussprechen, daß ein Vergleich zwischen ihnen in cultureller Hinsicht einfach gar nicht zulässig ist. Rußland ist noch vieler Reformen bedürftig, hat noch viele schwarze Flecke in seinem Staatsmechanismus aufzuweisen, jedes Jahr aber bringt die Beseitigung des einen oder des anderen Uebelstandes, eine Hebung der Zustände, einen Schritt nach vorwärts. Wie es in dieser Hinsicht in der Türkei beschaffen ist, möge man bei dem „Osmanen" nachlesen, wo derselbe die Verwaltung der Provinzen schildert.[1]) Darnach darf man wohl behaupten, daß in dem entferntesten Winkel des russischen Reiches mehr wirkliche Cultur herrsche als unter den unmittelbaren Augen des Padischah. Das erst seit wenigen Jahren der russischen Herrschaft unterworfene Centralasien, wo dieselbe mit tausenderlei Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ist dermalen an Gesittung den Provinzen Anatoliens weit voran. Daß das Vertauschen der türkischen mit der russischen Herrschaft an sich für die Christenvölker der Türkei mit einem Culturgewinne gleichbedeutend sei, läßt sich in keiner Weise in Abrede stellen.

Ich weiß wohl, daß es nicht an Beurtheilern fehlt, die dies nimmer zugeben, die alles kurzweg und ohne Prüfung verdammen, was von Rußland kommt, bloß weil es eben russisch ist. Daß gar ein Culturfortschritt von Rußland ausgehen könne, wird hohnlachend abgewiesen. Was diese Leute, meist Politiker, keine Culturforscher, zu diesem Urtheile veranlaßt, ist der Umstand, daß Rußland „das einzige noch streng despotisch regierte Land in Europa" ist. Das ist der Grund alles Ingrimmes, das können ihm die angeblichen Helden der Auf-

[1]) Stambul und das moderne Türkenthum. Neue Folge S. 1—62.

klärung nicht verzeihen. Sehen wir näher zu, so sind die Verbreiter dieser Ansicht zunächst Achtundvierziger, welche das Scheitern ihrer damaligen Anschläge noch nicht überwunden haben und mit der seither ohne ihre Beihilfe vollzogenen Neugestaltung der Dinge in Europa auf gespanntem Fuße leben. Sie sind von mächtigem Russenhasse erfüllt und denunciren Rußland als den Träger conservativer Ideen, für welche sein Despotismus das beredteste Zeugniß ablege. Lange Zeit haben diese braven Leute aber schlechten Musikanten Schule gemacht, es galt eines jeden Gebildeten für unwürdig, anders denn mit Verachtung auf ein despotisch regiertes Land herabzublicken, und noch heute stehen gar manche im Banne dieser verrotteten Anschauung. Fehlte es doch nicht an Stimmen, welche die Türkei deshalb höher stellten als Rußland, weil jene nun eine Constitution besitze, dieses nicht! Als ob ein ehrlicher, aufrichtiger Despotismus nicht tausendmal mehr werth wäre, als die widerliche Verlogenheit des türkischen Blendwerks! Gegenwärtig sind wir fortgeschritten genug, um uns von den Lehren jener abgewirthschafteten Politiker zu emancipiren, welche da meinen, alle Cultur und alles Heil der Völker hänge von der Inscenirung eines parlamentarischen Gaukelspieles ab. In meiner „Culturgeschichte" habe ich — und wie ich vielleicht sagen darf, nicht ohne Erfolg — auf den culturgeschichtlichen Werth des Despotismus hingewiesen, der, weil ein Durchgangsstadium zur freien Gesittung, ein civilisatorischer Factor ist.[1]) Er ist an keine Regierungsform geknüpft, kommt in Monarchien und in Republiken vor und ist eine nothwendige Stufe,[2]) welche alle Völker auf ihrem Wege zur Freiheit und Cultur durchmachen müssen. Alle Nationen, die sich heute mit ihrer politischen Freiheit brüsten, nach welch verkehrtem Maßstabe oft die Cultur bemessen wird, haben einst in den Banden des Despotismus geschmachtet, und der heutige Despotismus in Rußland ist gleichfalls nichts anderes als ein Entwickelungsstadium, welches berufen ist, einem anderen Platz zu machen. Die dermaligen politischen Zustände des russischen Reiches berechtigen also zu dem Ausspruche, daß dieser Staat noch nicht in gleichem Maße entwickelt sei, wie seine westlichen Nachbarn, woran sein durch die Tatarenherrschaft verspäteter Eintritt in die

[1]) Hellwald. Die Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. I. Band. S. 208. 238. Augsburg 1877, Lampart & Comp.

[2]) A. a. O. I. Band, S. 446

europäische Cultur Schuld trägt. Wenn Rußland das „einzige noch streng despotisch regierte Land" in Europa ist, so ist dies jedenfalls weit weniger ein Tadel vor den Augen des Culturforschers, als wenn es das billige Kunststückchen eines parlamentarischen Regime's ausgeführt hätte, wofür sein Volk vielleicht noch nicht gereift ist. Indem es vorläufig noch an seinem Despotismus festhält, zeigt Rußland eine Einsicht und Selbsterkenntniß, welche die Gewähr bieten, daß es sich zu freieren Zuständen auf der naturgemäßen Bahn eines bedachtsamen und darum auch heilbringenden Fortschrittes entwickeln, widernatürliche jähe Sprünge, wie das Türkenreich sie mit seiner „Verfassung" gemacht, zu vermeiden wissen werde. Uebrigens ist es den Kennern russischer Verhältnisse durchaus kein Geheimniß, daß es mit dem „strengen" Despotismus dort nicht gar so weit her ist, daß derselbe sich vielmehr in patriarchalische Formen kleidet, unter welchen in letzter Instanz doch nur der Volkswille regiert. Das russische Volk hat jedoch — dies stellt sich bei tieferem Eindringen in dessen Sitten und Einrichtungen heraus — wesentlich demokratische Neigungen, und diese, übrigens jedem Despotismus zu Grunde liegende demokratische Basis kommt auch im autokraten Zarenthume zum Ausdruck.

Es ist deßhalb eine eben so sinnlose als unberechtigte Unterstellung, die gegenwärtigen politischen Zustände in Rußland als für alle Zukunft bleibende und die Freiheit der Nachbarstaaten bedrohende darzustellen. Die Culturgeschichte der Zukunft wird über diese Ansichten der Gegenwart eben so rücksichtslos den Stab brechen, als über die gesammte übrige Phraseologie, womit der liberale Aufkläricht uns so lange genarrt hat, bis die mächtigen Ereignisse des verflossenen Jahrzehnts uns den Staar gestochen und einer neuen, vernunftgemäßen und mit den Thatsachen im Einklange stehenden Auffassung der Culturgeschichte Bahn gebrochen. Man muß wahrhaftig Blind sein, um aus den Lehren der Geschichte nicht die Erkenntniß zu schöpfen, daß die alten Schlagwörter abgebraucht sind und bei keinem wissenschaftlich geschulten Kopfe mehr verfangen können. Allerdings, es ist wahr, gibt man sich redlich Mühe, die alten Schlagwörter durch neue, eben so werthlose zu ersetzen. In diese Kategorie gehört das „Umsichgreifen der für die Welt gefährlichen russischen Culturrichtungen." Damit will man ausdrücken, daß Rußland oder, verallgemeinernd, das Slaventhum seine besonderen Culturrichtungen besitze und diese sich zu den unserigen feindlich verhalten. Nun, feindlicher als die osmanischen Culturrichtungen können auch

diese nimmer sein. Die ganze Behauptung hält aber überhaupt gar keine ernstliche Prüfung aus. Die specifisch russischen Culturrichtungen wären erst noch zu erweisen und spuken lediglich in den Köpfen jener, die Rußland, sein Volk, seine Geschichte — nicht kennen. In Wahrheit gibt es keine russischen, keine slavischen Culturrichtungen; die Culturrichtungen dieser Völker sind genau die nämlichen, wie jene der germanischen und romanischen Völker, an deren Brüsten das aufsteigende, culturell jüngere Slaventhum Weisheit trinkt. Gewiß wird die slavische Cultur seinerzeit ihr eigenthümliches Gepräge erhalten, dies wird sie aber, soweit menschliche Voraussicht reicht, von der anderen europäischen Cultur nicht tiefer unterscheiden, als gegenwärtig die germanische von der romanischen Gesittung unterschieden ist. Wir fühlen diesen Unterschied zwar genau, aber von einer Verschiedenheit der Culturrichtungen kann die Rede nicht sein. Vollends wäre es lächerlich, den Germanismus und den Romanismus als sich widerstrebende feindliche Strömungen darzustellen, nachdem unsere ganze dermalige Civilisation vielmehr auf dem Zusammenwirken, auf der gegenseitigen Durchdringung dieser beiden Elemente beruht. Der Slavismus, der am Germanismus sich heute emporrankt, wie dieser einst am Romanismus, muß sich naturgemäß zu einem dritten Factor des europäischen Culturlebens entwickeln, über dessen zukünftige Bedeutung und Rolle die Wissenschaft, welche nur mit positiven Thatsachen rechnet, kein Urtheil abgibt. Wohl aber kann sie jetzt schon sagen, daß dieser Factor sich parallel, niemals im Gegensatze zu den zwei älteren Elementen entwickeln kann, weil er auf der nämlichen ethnischen Grundlage fußt. Zum Beweise des Gegentheiles bieten die vorhandenen Thatsachen nicht die geringste Handhabe, und sind alle derartigen Insinuationen in das weite Gebiet willkürlicher, von jeder Wissenschaftlichkeit fernab liegender Phantasien zu verweisen.

Es kann nach all dem Gesagten also bloß Unverstand sein, wenn nicht gar — ich will das Ding bei seinem wahren Namen nennen — einfacher Slavenhaß, den Fortbestand der Türkei vom culturellen Standpunkte ihrer Umwandlung in russische Provinzen oder Satrapien vorzuziehen. Wer zu den beiden obigen Motiven sich nicht bekennen mag, der muß seine Meinung in anderer Weise motiviren. Deßhalb hat sich eine Stimme[1]) dahin vernehmen lassen, „daß ein reformirtes türkisches Reich eine Culturmission hat, zu deren Uebernahme das russische Staats=

[1]) In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung.“

wesen nicht geeignet ist. Diese Culturmission ist die: im Gegensatz gegen das Bestreben den Staat auf Racen- und Glaubenseinheit zu stützen, die hohe Schule der Racen- und Glaubensverträglichkeit zu werden und die Unterordnung des Racenbewußtseins und der Religionssysteme unter das Staatsprincip an dem lehrreichsten aller Beispiele praktisch darzuthun." Wollte jemand eine hämische Ironie auf die gesammte türkische Geschichte schreiben, er könnte die Türkei mit keiner anderen, als gerade mit dieser, ihrer ganzen Vergangenheit ins Gesicht schlagenden „Culturmission" betrauen. Auch ist das Wort „Culturmission" aus dem Lexikon der Wissenschaft füglich zu streichen. Zu einer Mission gehört ein Auftraggeber, und dieser ist in der Geschichte niemals vorhanden. Gar kein Volk hat je eine Mission gehabt oder erhalten, und was dafür ausgegeben wird, ist stets erst allemal nachträglich als solche erkannt worden. Es war einfach das Product seiner naturgemäßen Entwickelung, ein Product, das, wie alles auf der Welt, erst als ein Gewordenes erkannt werden kann. Weder Türken, noch Südslaven, noch Russen besitzen irgend eine „Culturmission," sondern jeder entwickelt sich nach den Richtungen, welche die natürlichen Momente ihnen unerbittlich vorzeichnen. Wohin diese Richtung führen wird, dessen sind die Völker selbst sich niemals bewußt, von einer „Culturmission" haben sie vollends gar keine Ahnung, aus dem einfachen Grunde, weil es eine solche überhaupt nicht gibt. Die geträumte Culturmission der Türkei, ganz abgesehen von ihrer innerlichen hohen Unwahrscheinlichkeit, ist nichts als eine Ausgeburt der Phantasie, und ich müßte den Culturforscher bedauern, welcher den realen Boden der Thatsachen so weit verlöre, um einer solchen Phantasmagorie vor dem greifbaren Augenschein den Vorzug zu geben.

Ich bin mir vollkommen bewußt, mit den im Vorstehenden entwickelten Ansichten gegen manche, ja gegen viele der herrschenden oder landläufigen Meinungen zu verstoßen. Ich trachte aber auch in dieser Frage die Vorurtheile niederzubrechen, mit den eingewurzelten Irrthümern aufzuräumen, wie ich dies in meiner „Culturgeschichte" für noch viele andere Zeiten und Völker gethan. Der weite Widerhall, den dieses Buch gefunden, läßt annehmen, daß der gesunde Sinn des deutschen Volkes von den abgestandenen Theorien seiner früheren vorgeblichen Lehrer und Beglücker sich immer mehr dem Verständnisse des Realen zuneige, nach einer kräftigeren Kost verlange, als ihm die bisherigen Ammenmärchen boten. Hohe Zeit ist es endlich auch, daß die

Wissenschaft nicht bloß für das Vergangene, sondern auch für die großen Tagesfragen fruchtbringend gemacht werde, daß sie versuche, sie dem Boden der menschlichen Leidenschaften zu entrücken und auf einem Felde zu analysiren, wo der politische Partei-Eigennutz das Wort nicht führen darf. Darnach habe ich hier nach Kräften gestrebt, denn die Wahrheit, nichts als die Wahrheit zu verkünden, ist die erste und höchste Pflicht des Volkslehrers. Eine theilweise Gewähr für die Richtigkeit der hier — übrigens schon wiederholt und seit Beginn der orientalischen Wirren — vorgetragenen wissenschaftlichen Ueberzeugungen darf ich wohl in dem Gange der Ereignisse im Oriente selbst erblicken. Die dortige Wendung der Dinge entspricht vollkommen dem, was ich vor anderthalb Jahren schon [1]) als nothwendig und naturgemäß kommend bezeichnet hatte; sie gestaltete sich nicht Jenen zu Gefallen, welche mit Aufwand von unglaublicher Sophistik sich abmühten, zu beweisen, die Dinge müßten kommen, wie sie eben — nicht gekommen sind. Diese Uebereinstimmung zwischen Lehre und Thatsachen beruht einfach auf der sicheren Erkenntniß, daß das Leben der Völker wie der Individuen von ehernen Naturgesetzen regiert wird, daß die Völker thun, nicht was sie wollen, sondern was sie müssen. Diese Naturgesetze sind aber unwandelbar und eben deßhalb leicht erfaßlich. Ein solches Naturgesetz liegt auch dem Culturproblem zu Grunde, welches Gentz, der Mann mit dem vertrockneten Gehirn und dem verfaulten Herzen, die orientalische Frage getauft hat. Es ist ein Kampf ums Dasein, der zwischen dem emporstrebenden Slaventhume des Ostens und dem niedersinkenden Osmanenthume ausgefochten wird, und in diesem Kampfe bleibt, wie immer, der Stärkere Sieger. Daß der Sieger je das morsche, innerlich verfaulte Osmanenreich sein könne, dies geglaubt zu haben, gehört zu jenen Verblendungen, für welche nur eine ungenügende Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, wenn nicht absichtliche Selbsttäuschung, den Schlüssel liefert. Der Culturforscher aber darf über die Endresultate dieses Kampfes völlig außer Sorge sein, denn die Geschichte der Menschheit, diesmal in ihrem vollsten Umfange, steht ihm mit der Lehre zur Seite, daß stets in solchem Kampfe nur das Morsche, Untaugliche seinen Untergang gefunden, das Lebensfähige, Kräftige Recht behalten hat. Und so, wie es allemal gewesen, so wird, so muß es auch diesmal sein.

[1]) Ausland 1876 Nr. 40.

Inhalt.

		Seite
I.	Die orientalische Frage und die Türkei	1
II.	Der Islam und seine Wandlungen	9
III.	Die Osmanen als Culturvolk	21
IV.	Die Verfassung des Osmanenreiches	28
V.	Die Polygamie und die Cultur	42
VI.	Die Sprachenfrage	47
VII.	Bevölkerungsverhältnisse	56
VIII.	Die Faust des kranken Mannes	59
IX.	Der orientalische Krieg und die neutralen Mächte	65
X.	Der orientalische Krieg und das Völkerrecht	81
XI.	Die Erhaltung der Türkei und die Völkercultur	87

A. Volkhart'sche Buchdruckerei (Fr. Gräf) in Augsburg.



image
not
available